

**„Die auf den HERRN harren,  
kriegen neue Kraft“**

**Pastorale Anmerkungen  
zu Leben und Dienst  
in unserer Gemeinschaftsbewegung**

**Mitgliederversammlung  
des  
Evangelischen Gnadauer Gemeinschaftsverbandes  
vom 13. - 16. Februar 2006  
in Berlin / Zentrum Lehrter Straße**

## Inhaltsverzeichnis

0. Vorbemerkungen	4
<b>1. Wir sind Gottes Geschöpfe</b>	<b>5</b>
1.1. Unser Leib als „Tempel des Heiligen Geistes“	6
1.1.1. Anvertrautes Kapital	7
1.1.2. Schleichende Krise	8
1.1.3. Abnehmende Belastungsfähigkeit	9
1.1.4. Einige Ursachen	10
1.1.4.1. Stressige Hoch-Zeiten	10
1.1.4.2. Müdemachende Menschen	11
1.1.4.3. Schierer Kleinglaube	12
1.1.4.4. Ständiges Vergleichen	13
1.1.4.5. Permanente Selbstüberschätzung	13
1.1.4.6. Ungleiche Lastenverteilung	14
1.1.4.7. Zentrifugale Tendenzen	14
1.1.5. Fazit	15
1.1.6. Hilfen für erschöpfte Mitarbeiter	15
1.1.6.1. Genügend Kraft zuführen	15
1.1.6.2. Pausen einlegen	16
1.1.6.3. Lasten gerecht verteilen	16
1.1.6.4. Auf andere Christen hören	17
1.1.6.5. Variabel reagieren	17
1.2. Gesellschaftliche Koordinaten und ihre Auswirkungen	18
1.2.1. Weniger „Bund“, mehr Service	18
1.2.2. Weniger „Stand“, mehr Aufgabenorientierung	20
1.1.2.1. Allgemeine Aspekte	20
1.1.2.2. Geistliche Aspekte	21
<i>Exkurs: Gottes Berufung(en)</i>	21
1.1.2.3. Diakonische Perspektiven	23
1.3. Fazit	24
<b>2. Wir sind Gottes Kinder</b>	<b>25</b>
2.1. Die Freude an Jesus	26
2.1.1. Jesus zuerst: theologisch begründet	26
2.1.2. Das Heil: universal gültig	27
2.1.3. Die Botschaft: persönlich erfahren	28
2.1.4. Das Erlebnis: der Blick der Liebe	28
2.1.5. Die Folge: der Freude verschrieben	29
2.2. Das Geschenk des Glaubens	30
2.2.1. Das religiöse Missverständnis	30
2.2.2. Das rettende Widerfahrnis	31
2.2.3. Die ermöglichte Antwort	33
2.3. Die Glut der Liebe	33
<i>Exkurs: Allahs und seine „Liebe“ im Islam</i>	34
2.4. Das Glück der Hoffnung	36
2.4.1. Der Grundstein der Auferstehung	36
2.4.2. Die Inklusivität der Auferstehung	36
2.4.3. Die Perspektiven der Auferstehung	37
2.5. Allgemeine Folgen	37

<b>3. Wir sind Gottes Mitarbeiter</b>	<b>38</b>
3.1. Die Freude des Dienstes	39
3.2. Das Allgemeine Priestertum	39
3.2.1. Neutestamentliche Einsichten	41
3.2.2. Einzelne Aspekte des Priestertums	41
3.2.2.1. Doxologischer Aspekt (Würde)	42
3.2.2.2. Pädagogischer Aspekt (Amt)	42
3.2.2.3. Polemischer Aspekt (Gleichheit)	43
3.2.3. Pietistische Einsichten	44
3.2.3.1. Philipp Jakob Spener	44
3.2.3.2. Aloys Henhöfer und Ludwig Hofacker	46
3.2.3.3. Entwicklung in der Gemeinschaftsbewegung	47
3.2.4. Allgemeines Priestertum und Amt	48
3.2.5. Gegenwärtige Diskussion in der EKD	49
3.2.6. Praktische Konsequenzen	50
3.2.6.1. Mitarbeiter wirklich wollen	51
3.2.6.2. Wertschätzung zeigen	52
3.2.6.3. Liebe verleiblichen	52
3.2.6.4. Leitbilder erstellen	54
3.2.6.5. Qualifikationen fördern	56
3.2.6.6. Vernetzung gewährleisten	57
3.2.6.6.1. intern	
3.2.6.6.2. extern	
3.2.6.7. Predigtqualität verbessern	58
3.2.6.8. Zum Beten ermutigen	60
3.3. Resümee	61
3.4. Der Prediger im Spannungsfeld von Familie und Beruf	62
3.4.1. Der Prediger als Geschöpf Gottes	62
3.4.2. Der Prediger als Kind Gottes	64
3.4.3. Der Prediger als Mitarbeiter Gottes	65
3.4.4. Konsequenzen	66
<b>4. Abschluss</b>	<b>67</b>
<b>Literaturverzeichnis</b>	<b>68</b>

## 0. Vorbemerkungen

Der HERR gibt dem Müden Kraft,  
 und Stärke genug dem Unvermögenden.  
 Männer werden müde und matt,  
 und Jünglinge straucheln und fallen;  
 aber die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft,  
 daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler,  
 dass sie laufen und nicht matt werden,  
 daß sie wandeln und nicht müde werden.  
 (Jes 40, 29 – 31)

In den vergangenen Jahren habe ich mich im Präsesbericht ausgiebig mit Fragen beschäftigt, die in unserer Gesellschaft, in unserer Kirche und in unserer Gemeinschaftsbewegung relevant waren. Vieles davon ist in den Gremien weiter bedacht, in den Medien verbreitet und in den Gemeinschaften praktisch umgesetzt worden.

Diesmal lenke ich den Blick nach innen. Es geht mir um pastorale, seelsorgerliche Beobachtungen und Anmerkungen zu dem, was ich in unseren Reihen vorfinde. Was ich darlege, ist ergänzungs- und korrekturbedürftig. Aber ich wünsche mir, dass wir als Verantwortliche in der Gnadauer Mitgliederversammlung darüber in ein Gespräch eintreten. Von ihm erhoffe ich, dass es Folgen auf den unterschiedlichen Ebenen unserer Arbeit zeitigen wird. Deshalb habe ich verschiedentlich Anfragen und Anregungen eingefügt. Sie wollen ins Nachdenken führen und uns motivieren, daraus entsprechende Konsequenzen zu ziehen.

Mein Ziel ist es, uns selber zum Thema des Nachdenkens zu machen: unsere Landesverbände und Einrichtungen aller Art, uns als Verantwortliche, die im Reich Gottes tätig sind, unsere Schwestern und Brüder vor Ort. Ich bin so frei, unsere Gedanken auf einige Grundgegebenheiten zu lenken, die für unsere allgemeine Lebensgestaltung, für unser Glaubensleben, für unseren Dienst im Reich Gottes und nicht zuletzt für die Werke, die wir in der Gnadauer Mitgliederversammlung vertreten, unerlässlich sind. Das soll uns helfen, mit uns selber besser umzugehen, vor allem aber mit denen, die uns – haupt-, neben- oder ehrenamtlich - zu guten Händen anbefohlen sind. Wir haben für sie eine Fürsorgepflicht. Und nicht nur für sie: Wir tun gut daran, auch für uns selber zu sorgen. Denn wer das versäumt, geht den zweiten Schritt vor dem ersten.

Die qualifizierte Mitarbeiterschaft stellt *den* Schatz der Gemeinschaftsbewegung dar. Ich denke hierbei nicht nur an die, die hauptamtlich tätig sind, sondern auch an solche, die sich ehrenamtlich bei uns einbringen. Die meisten unter den Letztgenannten sind geistlich hoch motiviert. Viele von ihnen sind in der Lage, das Wort Gottes auszulegen, öffentlich zu beten, sich diakonisch-seelsorgerlich zu betätigen und Führungsaufgaben wahrzunehmen. In den meisten Orten wird von ihnen die Arbeit maßgeblich geprägt. Diese Kultur zu pflegen und auszubauen, lohnt alle Mühe. Hierin liegt sicherlich das Proprium unserer Gemeinschaftsbewegung.

Was uns anvertraut ist, will sorgfältig gepflegt sein. Durch eine permanente Förderung vermeiden wir, dass neben einer Pfarrerkirche eine Predigerge-

meinschaft zu stehen kommt. Das führt zur Verarmung des gemeindlichen Lebens und zu einer Überlastung der hauptamtlich Tätigen. Die Last der Arbeit und Verantwortung legt sich dann zwangsläufig auf ihre Schultern. Weil diese Gefahr auch in unseren Reihen virulent ist und sich verschiedentlich Erschöpfungssyndrome zeigen, empfinde ich Nachdenk- und Handlungsbedarf. Dem versucht dieser Präsesbericht Rechnung zu tragen. Er will einen Prozess des Innehaltens und Besinnens auslösen, der dazu verhilft, da und dort Weichen neu zu stellen.

Im Folgenden verweise ich auf eine Abfolge, die für alles, was sich in unserem Raum zuträgt, unerlässlich und unumkehrbar ist: Wir sind zuerst Gottes Geschöpfe, dann Gottes Kinder und dann erst Gottes Mitarbeiter. In dieser Reihenfolge. Eins baut auf dem anderen auf.

Gottes Mitarbeiter

Gottes Kinder

Gottes Geschöpfe

Diese Abfolge lässt sich nicht beliebig verändern. Wir sind Gottes Kinder stets nur auf der Basis der Tatsache, dass wir zunächst einmal Gottes Geschöpfe sind. Und wir können nur dann bei Gott mitarbeiten, wenn wir das Glück erfahren haben, Gottes Kinder zu sein. Eins greift ins andere. Dieses Zusammenspiel verläuft – auch im Blick auf den im vergangenen Jahr eingeleiteten Zahnrad-Prozess - generationenübergreifend. Es gilt in der Arbeit unter Kindern genauso wie im Seniorenkreis.

Diese ineinandergreifenden Gesetzmäßigkeiten will ich nachfolgend beleuchten. Sie zu respektieren erweist sich als Gebot schierer Vernunft, denn es hat sich noch nie als ratsam erwiesen, gegen die Wirklichkeit anzuleben. Schwärmerisch-illusionäres Verhalten pflegt gewöhnlich in Irritationen und Enttäuschungen zu enden.

## **1. Wir sind Gottes Geschöpfe**

Bevor wir uns als Glaubende verstehen und uns als Mitarbeitende in der Gemeinde einbringen, sind wir zunächst einmal Gottes Geschöpfe. Das verbindet uns mit allen Menschen. Mit ihnen verdanken wir uns der Schöpferhand Gottes, die uns „wunderbar gemacht“ hat (Ps 139,14). Jeder Blick auf uns kann deshalb mit Lob- und Dankliedern einsetzen.

Gemeinsam stehen wir unter Gegebenheiten, die nicht unser eigenes Konstrukt sind. Jeder einzelne findet sich vor. Wir sind geprägt durch die Gene, die uns von den Eltern überkommen sind. Wir sind geformt durch die Verhaltensweisen, die wir von ihnen und von anderen Bezugspersonen übernommen haben. Gute wie negative Vorbilder haben in uns Spuren hinterlassen. Wir sind schlichten biologischen Gegebenheiten ausgesetzt. Und nicht zuletzt sind wir in den umfassenden Zusammenhang der Schöpfung Gottes

eingebettet. Als Menschen verstehen wir uns zwar als die Krone der Schöpfung, zuerst und vor allem aber sind wir deren Bestandteil.

Damit ist die Basis aufgezeigt, auf der wir leben, auf der wir glauben und auf der wir Jesus dienen. Dieses Fundament gilt es vorrangig zu bedenken. Es will angemessen gewürdigt<sup>1</sup> und gepflegt werden. Denn wenn Lebenskrisen ausbrechen, kann es sein, dass diese Basis brüchig geworden ist und nicht mehr recht tragen will. Wenn der geschöpfliche Aspekt bei uns aus dem Takt gekommen ist, hat das logischerweise Folgen für die anderen Bereiche unseres Lebens, die darauf aufbauen.

Wir sind nicht Gottes Kinder „an sich“, sondern immer nur vor dem Hintergrund der Tatsache, dass wir zunächst einmal Gottes Geschöpfe sind. Wir haben Hunger und Durst. Wir bedürfen des Schlafes. Zu uns gehört die Sexualität. Wir leben meist im Kontext einer Familie und eines Freundeskreises. Wir erziehen Kinder. Hier tut sich ein weites Feld auf. Wir können nicht Gottes Mitarbeiter sein, wenn wir dieses Faktum des Geschöpflichen aus dem Spiel lassen.

Hier baut eins auf dem anderen auf. Deshalb hat vieles von dem, was gemeinhin als Glaubenskrise bezeichnet wird, in Wahrheit Ursachen, die im Bereich des ersten Glaubensartikels angesiedelt sind. Der Glaube *ist* nicht das Problem, sondern in ihm *zeigt* sich das Problem. Da sich Probleme immer nur auf derjenigen Ebene lösen lassen, auf der sie entstanden sind, entspricht es seelsorgerlicher Weisheit, den wahren Hintergründen auf die Spur zu kommen, um „radikal“, d.h. von der Wurzel her, helfen zu können.

Zunächst geht es darum, diesen Sockel unseres Lebens, Glaubens und Mitarbeitens näher ins Auge zu fassen.

### 1.1. Unser Leib als „Tempel des Heiligen Geistes“

Von einer minderen Bewertung des Körperlichen, wie es dem Christentum immer wieder vorgeworfen worden ist, kann in der Bibel keine Rede sein. Sicherlich ist es im Zuge des Eindringens der christlichen Botschaft in die griechisch-hellenistische Welt gelegentlich zu theologischen und ethischen Verschiebungen in Richtung des Neuplatonismus gekommen. In dieser philosophischen Strömung wurde der Leib als etwas Minderes, Zweitrangiges betrachtet. Die „unsterbliche Seele“ stand im Zentrum des Interesses.

Aber in der Bibel wird das Geschöpfliche hoch geachtet. Davon reden im Alten Testament nicht nur die Schöpfungszeugnisse auf den ersten Seiten der Bibel und in den Psalmen, dazu die ausgiebige Weisheitsliteratur, sondern auch „Texte von saftiger bis feinsinniger Erotik“<sup>2</sup>.

Auch bei Jesus kommt die „Lebenslust nicht zu kurz“<sup>3</sup>. Das Wunder auf der Hochzeit zu Kana, die zahlreichen Gleichnisse vom Reich Gottes mit Weinbergen, Festmählern und Hochzeitsfeiern sprechen eine unverwechselbare

<sup>1</sup> Martin Luther in einer Tischrede: „Lieber Gott, was für ein Schatz ist ein gesunder Leib, der essen, trinken, schlafen, verdauen und Harn lassen kann“ (Die Welt ist wie ein betrunkenener Bauer, Aus den Tischreden Martin Luthers, Wien 1983<sup>4</sup>, S. 108f.).

<sup>2</sup> Manfred Lütz, Lebenslust, München 2005, S. 114

<sup>3</sup> ebd, S. 114

Sprache. Immer wieder greift die neutestamentliche Verkündigung ins volle Menschenleben hinein. Hierbei werden keine Randaspekte berührt, sondern es zielt in die Mitte des biblischen Zeugnisses. Das zeigt sich primär im zentralen Wunder der Inkarnation: „Und da kam da eine kleine, offenbar jüdische Sekte daher und behauptete allen Ernstes, Gott, der ewige Gott, sei Mensch geworden. Nicht zur eigenen Unterhaltung als Mensch verkleidet wie Zeus, der alte Schwerenöter, sondern wirklich Mensch ganz und gar. Das war unerhört, das war der reinste Skandal“<sup>4</sup>.

In der biblischen Botschaft wird das Geschöpfliche und Körperliche hoch geachtet. Leibfeindlichkeit ist unchristlich.

### 1.1.1. Anvertrautes Kapital

Die diesbezügliche Spitzenaussage finden wir beim Apostel Paulus, der in der Auseinandersetzung mit der korinthischen Gemeinde den Leib als „Tempel des Heiligen Geistes“ bezeichnet (1Kor 6,19). In dieser Gemeinde waren viele auf den Irrweg des Doketismus geraten<sup>5</sup>. Weil der Körper als etwas Zweitrangiges betrachtet wurde, meinte man, ihn ethisch außer Betracht lassen zu können. „Alles ist mir erlaubt“ (1Kor 6,12), geisterte als Parole durch die Gemeinde. Der Besuch im Bordell, der entwürdigende Umgang mit anderen Christen – alles das berührte ja nicht die kostbare unsterbliche Seele, die sich des gesicherten Heils erfreuen kann, sondern nur den minderen, vergänglichen Leib. So Meinung und Praxis der Korinther. Sie sind der Überzeugung, „das sichtbare, das leibhafte Verhalten habe nichts mit dem geistlichen Menschen zu tun“<sup>6</sup>.

Dagegen hält Paulus zusammen, was nach Gottes Absicht zusammengehört: innen und außen, Seele und Leib, Körperliches und Geistiges. Der Mensch bildet eine unteilbare Einheit<sup>7</sup>. Deshalb verbieten sich alle Abwertungen des Körperlichen. Gott adelt den menschlichen Leib als Wohnung für seinen Heiligen Geist und damit als Tempel für sich selbst. Gott achtet somit das Körperliche nicht gering, sondern quartiert sich darin ein. Seine Erlösung in Jesus Christus bezieht sich nicht auf einzelne Teile, sondern auf das Ganze des Menschen.

Aus diesem Grund ist der Leib keineswegs ethisch belanglos, sondern als Bestandteil des ganzen Menschen höchst relevant. „Verherrlicht Gott an eurem Leib“, ruft Paulus den Korinthern zu (1Kor 6,20). „Der Leib ist der Ort

---

<sup>4</sup> M. Lütz, aaO, S. 118. Um diese Position als Mainstream christlicher Botschaft zu markieren, fügt Manfred Lütz an: „Als einige vorschlugen, sich doch ein bisschen dem herrschenden schicken und hochvergeistigten neuplatonischen Zeitgeist zu öffnen und einfach zu glauben, dass der Sohn Gottes bei der Taufe Jesu im Jordan in den menschlichen Körper hineingefahren sei, den er dann wie eine Bekleidung getragen und schließlich am Kreuz wieder verlassen habe, wurden sie aus der Kirche ausgeschlossen“ (S. 119).

<sup>5</sup> Diese Position wird in der vorigen Anmerkung beschrieben.

<sup>6</sup> Gottfried Voigt, Paulus an die Korinther I, Berlin 1989, S. 43. „Essen und Trinken, so meinen sie, gehören zum bloß Animalischen; über dergleichen brauche man sich keine Gewissensbisse zu machen“ (ebd, S. 44).

<sup>7</sup> Daran ändert auch die Tatsache des Sündenfalls nicht. Zwar zieht sich der Riss der Sünde durch alles: durch Geist und Körper, durch Willen und Intellekt etc. Wir „sehnen uns nach der Erlösung unseres Leibes“ (Röm 8,23). Dennoch würdigt Gott uns hinauf zum Wohnort seines Geistes zu sein.

und das Mittel, Gott zu ehren. Diese Feststellung ist allgemein<sup>8</sup>. Sie betrifft somit nicht ausgewählte Segmente unserer Existenz, sondern diese Existenz als Ganze. „Der Befreite soll weiter nichts tun, als durch die Reinhaltung seines Leibes als Tempel Gottes seinen Befreier zu ehren“<sup>9</sup>.

Das gilt erst recht hinsichtlich der letzten Auferstehung, auf die Christen zugehen<sup>10</sup>. Dort wird der Körper nicht zugrundegehen, wie die Korinther meinen, sondern – analog zu Jesus Christus – verwandelt. Um diese Zusammenhänge zu beschreiben, verwendet Paulus in 1Kor 15,35ff viel Argumentationskraft.

Diese Wertschätzung des Körperlichen tritt uns auch anderswo im Neuen Testament entgegen. So fordert Jesus seine Jünger auf, sich auszuruhen (Mk 6,31). Er selbst zieht sich häufig zur inneren und äußeren Regeneration in die Stille zurück (Mit 14,23 u.ö.). Jesus nimmt die körperlichen Gebrechen der zu ihm eilenden Kranken ernst (so u.a. Mk 7,31ff). Paulus gibt Timotheus den Ratschlag, doch wegen seines kranken Magens ein wenig Wein zu trinken (1Tim 5,23).

An keiner Stelle im Neuen Testament wird das Geschöpfliche geringgachtet. Mit dem anvertrauten Kapital an Lebenskraft, Lebenszeit und Talenten sorgsam im Sinne des Schöpfers umzugehen, entspricht der Verantwortung, die wir als Christen für uns und andere haben. Deshalb bedarf der Bereich des Geschöpflichen durch uns einer wahrhaft grundlegenden Aufmerksamkeit, bauen doch auf ihm alle weiteren Aspekte unseres Daseins auf. Wo diese Würdigung fehlt, gerät schnell aus dem Lot, worauf unser Leben in seiner Totale fußt.

Dass der Pietismus im Bereich des Geschöpflich-Natürlichen einen gewissen Nachholbedarf hat, lässt sich kaum bestreiten. Aus gutem Grund setzen wir theologisch beim heilbringenden zweiten Glaubensartikel ein, wobei wir leider häufig übersehen, dass dem der erste Glaubensartikel vorangeht<sup>11</sup>. Die Basis muss stimmen, wenn wir uns als Christen im Dienst für Jesus und seine Menschen einbringen.

Verspüren Sie – wenn Ja, wo - diesen Nachholbedarf  
in Ihrem Verantwortungsbereich?

Doch hier liegt manches im Argen. Das soll im Folgenden beleuchtet werden, wobei das Diagnostische lediglich die Grundlage für die darauf folgenden helfenden Schritte bildet.

### 1.1.2. *Schleichende Krise*

Viele Christen, die sich in unseren Gemeinschaften einbringen, strampeln sich mühselig ab: Da ist der Beruf, der täglich bis an die Grenze fordert. Da ist der Einsatz in der christlichen Gemeinde. Da sind private Pflichten in Haus

<sup>8</sup> Hans Conzelmann, Der erste Brief an die Korinther, Göttingen 1969, S. 137

<sup>9</sup> Erich Fascher, Der erste Brief des Paulus an die Korinther, Erster Teil, Berlin 1980<sup>2</sup>, S. 178

<sup>10</sup> „Jesu Auferweckung ist kein singuläres Ereignis, sondern ein Hinweis darauf, daß uns zuteil werden soll, was unserem Herrn als ‚Erstling‘ der Entschlafenen und Auferstandenen widerfahren ist“ (ebd, S. 176).

<sup>11</sup> Siehe dazu auch die Ausführungen unter 2.1.1.



und Hof und Familie. Und eigentlich sollte man ja auch etwas für sich selber tun...

Aber wer kriegt das alles unter einen Hut? Mancher Christ bewegt sich am Limit seiner Belastbarkeit. Zahlreiche Mitarbeitende in unserem Raum sind müde, erschöpft und ausgebrannt. Das gilt auch für viele unserer Prediger<sup>12</sup> und hauptamtlichen Mitarbeiterinnen in Gemeinde und Diakonie. Manche befinden sich am Rande eines "Burn-out-Syndroms". Dieses ist nicht durch bestimmte Ereignisse ausgelöst, so dass es mit wachsendem zeitlichen Abstand abklingen würde. Manche Müdigkeit ist Langzeitfolge durch alltägliche Belastung und Überlastung. Man wird müde und schwächer. Körperliche, geistige und seelische Kräfte schwinden. Es kommt zu einer internen Energiekrise, die sich sowohl körperlich-seelisch als auch geistlich auswirkt.

Diese Krise zu überwinden, braucht Zeit. Was über Jahre und Jahrzehnte eingerissen ist, lässt sich nur selten kurzzeitig beheben.

Wie viel von dem, was wir in unseren Gemeinden und Gemeinschaften kritisch beurteilen, wie viele Krisen mögen dadurch verursacht sein, dass die betreffenden Christen erschöpft, müde und ausgebrannt sind. Damit reduziert sich die Kraft, liebevoll auf andere zuzugehen und mit Problemen angemessen umzugehen. Auch das Betreten ausgefallener Pfade kommt nicht recht in Gang, weil es zuviel Kraft kostet. Das trifft erst recht auf den diakonischen Bereich zu, in dem die professionelle Hilfe für Kranke, Gebrechliche und Bedürftige die Existenzgrundlage bildet.

Manche Stagnation wird dadurch verursacht, dass die mitarbeitenden Christen rundum erschöpft sind. Nur mit Mühe erhalten sie das Gewohnte aufrecht. Aber ihr Engagement fällt wenig schwungvoll und kreativ aus.

### *1.1.3. Abnehmende Belastungsfähigkeit*

Daneben hören wir es heute quer durchs Land: Die allgemeine Belastbarkeit geht zurück. Vieles von dem, was vor Jahrzehnten fraglos geschultert worden ist – sicherlich wird hier manches idealistisch verklärt -, wird heute als unzumutbare Bürde empfunden. Es macht Stress. Ich denke hierbei vor allem an den Dienst eines Predigers, der in früherer Zeit oftmals unter dürftigen äußeren Umständen wahrgenommen worden ist. Die Schere zwischen Belastung und Bezahlung klaffte wesentlich weiter auseinander als heute. Besonders in der Pionierzeit der Gemeinschaftsbewegung war ein geradezu heroischer Einsatz an der Tagesordnung. Aber nicht alles, was den Predigern abverlangt und wie mit ihnen umgegangen worden ist, gereicht den damals Verantwortlichen zur Ehre. Ähnliches wird man sicherlich auch über unsere Diakonissen zu konstatieren haben.

Nun haben die meisten die harten Entbehrungen aus Krieg und Nachkriegszeit nicht mehr miterlebt. Was dazumal von den Menschen abverlangt worden ist, hat diese selbstverständlich geprägt. Wer dagegen heute in unsere Gemeinden und ihre Gruppen kommt, wer einen hauptamtlichen Dienst an-

<sup>12</sup> Ich gehe hier und im Folgenden nicht auf die Diskussion ein, die um die Berufsbezeichnung „Prediger“ in einigen Verbänden gegenwärtig geführt wird. Wenn in diesem Präsesbericht vom Prediger gesprochen wird, so schließt das auch Gemeinschaftspastoren und Predigerinnen ein. Das meiste dürfte auch auf Pfarrerinnen und Pfarrer zutreffen.

tritt, der ist Kind einer Konsum- und Erlebnisgesellschaft. Von diesen Menschen ist naturgemäß nicht das Maß an Belastbarkeit zu erwarten, das in anderen Zeiten überlebensnotwendig und deshalb selbstverständlich war.

Wenn heute die abgenommene Belastungsfähigkeit beklagt wird, ändert das Lamento wenig. Effektiver wird sein, sich die beiden Lösungsmöglichkeiten vor Augen zu halten, die sich hier anbieten:

- Man kann die Belastung absenken, was sicherlich da und dort geboten sein kann, anderswo aber nicht möglich erscheint. Indem man die Anforderungen herunterschraubt, wird alles leichter.
- Aber man kann auch danach streben, die Belastungsfähigkeit zu verstärken und es üben, mit den vorhandenen Anforderungen besser umzugehen.

Hierbei verhält es sich wie mit einer Brücke: Wenn sie 30-Tonnen schwere Fahrzeuge nicht mehr verträgt, bleiben nur zwei Möglichkeiten: Entweder muss man ein Fahrverbot aussprechen oder man muss die Bausubstanz der Brücke verstärken. Beides ist denkbar und muss je nach Situation und Kosten abgewogen werden. Vielleicht hilft dazu, was unsere Gemeinschaftsbewegung betrifft, unser weiteres Nachdenken.

Wo erleben Sie in Ihrem Umfeld nachlassende Belastungsfähigkeit?

Wie gehen Sie damit um?

#### 1.1.4. Einige Ursachen

Im Folgenden füge ich denkbare Ursachen an, ohne dabei Vollständigkeit anzustreben.

##### 1.1.4.1. Stressige Hoch-Zeiten

Große Ereignisse setzen besonders zu. Sie kosten unendlich viel Kraft. Sören Kierkegaard hat einmal gesagt: „Die Stunde nach der heiligen Stunde ist immer die kritische Stunde“. Gerade nach Hoch-Zeiten kann sich die Erschöpfung umso deutlicher zeigen. Man hat sich voll eingesetzt. Solange man wirbelt, spürt man den Verschleiß kaum. Aber hinterher melden Körper und Seele umso deutlicher ihre Ansprüche an.

Das sieht Jesus. Deshalb rät er seinen Jüngern in einer Szene: „Ruht ein wenig“ (Mk 6,31). Das klingt gerade in diesem Augenblick höchst unvernünftig. Schließlich sind die Jünger guten Willens, die frohe Botschaft eilends zu den Menschen zu tragen. Das Evangelium hat Konjunktur. Das muss man doch ausnutzen, sagt die fromme Logik. Aber Jesus sieht tiefer. Nach ihrer erfolgreichen Verkündigungstour sind die Jünger erschöpft. Sie brauchen eine Auszeit.

Ähnlich hat es Jahrhunderte vorher Elia erlebt. Der Gotteskampf auf dem Karmel (1Kön 18) hat enorme körperliche und nervliche Kräfte gekostet. Als Elia dann erfährt, dass die heidnische Königin Isebel ihm ans Leben will, nimmt er schleunigst Reißaus und läuft dabei mehr als 100 Kilometer. Nach dem siegreich bestrittenen Kampf und der anschließenden Flucht ist Elia völ-

lig am Ende. Er kann sich nur noch unter einen Wacholder legen und stöhnen: „Es ist genug, so nimm nun, HERR, meine Seele“ (1Kön 19,4).

Hier wird ersichtlich, wie die drei oben genannten Ebenen miteinander verzahnt sind: Elia ist nach dem aufreibenden Kampf auf dem Karmel und der langen Flucht körperlich am Ende. Nun liegt er auch seelisch am Boden. Er kann einfach nicht mehr. Das zieht geistliche Folgen nach sich: Er ist lebensmüde und will die Flinte ins Korn werfen. Ein Faktor zieht den anderen nach sich.

Wir kennen ähnliche Hoch-Zeiten im Reich Gottes. Gerade als Gemeinschaftsbewegung sind wir hier besonders gefährdet, denn wir pflegen eine ausgesprochen lebendige Kultur von Festen, Feiern und Freizeiten. Große Konferenzen, Tagungen, Jahresfeste und Seminare gehören zum Standardprogramm eines Verbandes. Die diesbezüglichen Angebote sind immens. Wer sie vorbereitet, tut das zusätzlich zu seinen örtlichen Verpflichtungen. Wer sie wahrnimmt, erfährt nicht nur bereichernden Segen, sondern auch dies, dass das alles Kraft kostet.

Auch vor Ort bilden die Hoch-Zeiten so etwas wie die Sahnehäubchen auf dem Alltag einer Gemeinschaft oder einer anderen Einrichtung: ein Jubiläum wird gefeiert, ein Bauprojekt ist abgeschlossen, eine Evangelisation wird beendet. Das alles hat die Mitarbeitenden intensiv beansprucht. Seit Monaten wurde geplant, gebetet und ausgiebig vorbereitet. Es soll doch alles bestens gelingen! Doch nun, wo alles abgeschlossen ist und man auf das Ereignis zurückschaut, kommt es mancherorts zu einem regelrechten Tief. Das Vergangene hat viele Kräfte verbraucht. Die Mitarbeitenden sind müde. Sie fallen gleichsam in ein Loch. Darauf sind sie nicht vorbereitet. Manches Gemeinschaftshaus ist fertig – und die Mitarbeitenden sind es auch.

Der Kräfteverschleiß ist dabei nicht nur körperlicher Natur. Auch das Nervenkostüm wurde strapaziert. Das pflegt sich auch geistlich auszuwirken: Die Freude am Glauben reduziert sich. Das Einbringen in der Gemeinschaft wird zur Strapaze. Das geordnete Glaubensleben und der freundliche Umgang miteinander geraten in Gefahr. Das muss man als Verantwortlicher bereits im Vorfeld einkalkulieren, um die Gefährdungen durch geschickte Planung und Menschenführung zu minimieren.

#### 1.1.4.2. Müdemachende Menschen

Wer - wie wir - viel mit anderen Menschen zu tun hat, viel anhören muss, um Rat und Hilfe gebeten wird, der ist besonders gefährdet. Menschen machen müde<sup>13</sup>. Vor allem schwierige Begegnungen kosten viel nervliche Kraft<sup>14</sup>. Wir kennen das: Da sind wir zwar nur wenige Kilometer gefahren, haben aber ein ausgiebiges Gespräch geführt, z.B. um eine Versetzung einzuleiten oder um einen Streitfall in der Gemeinde zu schlichten. Hinterher kann man sich re-

<sup>13</sup> „Ich brachte meine Ermüdung zur Sprache, die mir jedes Mal zu schaffen macht, wenn ich mich auf Menschen eingelassen habe“ (H. J. M. Nouwen, Ich hörte auf die Stille, Freiburg im Breisgau 1978<sup>5</sup>, S. 156).

<sup>14</sup> „Es ist gar nicht erstaunlich, daß Sie so leicht niedergedrückt und müde werden‘ sagte er. ‚Sie verbrauchen viel von Ihrer Energie dazu, Ihre feindseligen Gefühle und Aggressionen unter Kontrolle zu halten und sich ein höfliches und liebenswürdiges Aussehen zu geben“ (ebd, S. 76).

gelrecht erschöpft fühlen, obwohl der Arbeitsaufwand – oberflächlich betrachtet - gering ausgefallen ist.

Begegnungen jedoch kosten gewöhnlich mehr Energie als wir dafür veranschlagen. Henri J. M. Nouwen erkennt selbstkritisch: „Ich stecke zuviel Energie in jede Begegnung, gleichsam als hätte ich jedes Mal von neuem zu beweisen, daß ich es wert bin, daß sich der andere auf mich einlässt“. Von seinem Spiritual bekommt er zu hören: „Sie setzen Ihre ganze Identität aufs Spiel – und fangen jedes Mal wieder am Nullpunkt an“<sup>15</sup>.

Dass es daneben auch Kontakte gibt, die einen erfrischenden und belebenden Charakter haben, steht außer Frage.

#### 1.1.4.3. Schierer Kleinglaube

Wenn in der Landwirtschaft die Saat ausgestreut ist, liegt der Acker still. Der Landwirt begibt sich nach Hause. Seine Saat geht auf, ob er danebensteht oder nicht.

So auch wir. Wenn wir das Wort ausgesät haben, dann haben wir das Unse-re getan. Nun sind wir darauf angewiesen, dass Gott daraus Gutes wachsen lässt. Deshalb war Martin Luther überzeugt: "Während ich mein Wittenbergisch Bier trinke, läuft das Evangelium"<sup>16</sup>. Der Mann war nicht träge, sondern hat unglaublich viel gepredigt und geschrieben. Aber er wusste: Das Evangelium arbeitet, auch wenn ich meine Finger nicht dazwischen habe.

Man muss dem Evangelium auch Raum und Stille geben, damit es wirken kann. Dann trinken wir in Ruhe unser Bier, vertrauen Gott und beten dem ausgestreuten Wort hinterher. Deshalb können wir es uns im Namen Gottes leisten, guten Gewissens einmal faul zu sein, Muße zu haben<sup>17</sup>, alle Viere von uns zu strecken, uns an einer Fernsehsendung zu erfreuen, Sport zu treiben und ein Hobby zu pflegen.

Wer im Reich Gottes eine Pause einlegt, soll nicht denken: Es passiert nichts. Viel Erschöpfung und Ausgebranntsein werden durch nackten Kleinglauben ausgelöst. Wer dem göttlichen Wort wenig zutraut, muss das durch pausenloses umtriebige Rackern ersetzen. Das sieht Jesus. Deshalb fordert er seine Jünger zur Ruhepause auf. Er selber zieht sich wer weiß wie oft von der Volksmenge zurück, um mit sich und seinem himmlischen Vater allein zu sein. Zum Ausstreuen des Evangeliums gehört die Gelassenheit des Boten, der um die Eigendynamik des göttlichen Wortes weiß.

<sup>15</sup> ebd, S. 157

<sup>16</sup> Das Zitat im Original: „Ich habe allein Gottes Wort getrieben. Das hat, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philipp (Melanchthon) und Amsdorff getrunken habe, so viel getan, daß das Papsttum so schwach geworden ist, daß ihm noch nie ein Fürst noch Kaiser so viel Abbruch getan hat“ (Acht Sermonen gepredigt zu Wittenberg in der Fastenzeit, WA 10 / III, S. 19).

<sup>17</sup> „Die Muße ist zwecklos, aber höchst sinnvoll verbrachte Zeit. Es ist die Zeit, in der wir wir selbst sein können, nichts Produktives herstellen müssen und die unwiederholbare Zeit unseres Lebens intensiv erleben können. Muße hat nichts mit Langeweile zu tun, doch bedeutet Fähigkeit zur Muße auch, einmal eine gewisse Langeweile gelassen aushalten zu können. Aber Muße ist keine einfach nur passive Zeit. Vielmehr sind alle Sinne wach und gelassen aufnahmebereit für das Schöne der Welt. Die Gedanken schweifen erfinderisch, aber lustvoll ziellos dahin“ ( M. Lütz, aaO, S. 238).

#### 1.1.4.4. Ständiges Vergleichen

Beim resignierenden Elia ist ein kleiner Satz verräterisch: "Ich bin nicht besser als meine Väter" (1Kön 19.4). Elia vergleicht sich. Besser, größer und erfolgreicher wollte er sein als die Propheten, die vor ihm im Auftrag Gottes unterwegs gewesen sind. Aber unter dem Strich des Vergleichens steht für Elia nur ein düsteres Ergebnis.

Diese Haltung ist uns nicht fremd. In der Erziehung unserer Kinder wollten wir es richtiger machen als unsere Eltern. In unserem Dienst wollten wir womöglich effektiver und wirksamer sein als unsere Vorgänger. Es sind ja nicht nur andere, die etwas von uns erwarten. Wir selber setzen uns vielleicht am meisten unter Druck. Wir fühlen uns unter Erfolgszwang. Wir legen die Latte unserer Erwartungen an uns sehr hoch. Zwangsläufig liegt Scheitern nahe. Wir übernehmen uns und sind von uns enttäuscht<sup>18</sup>.

Beim Vergleichen liegen Euphorie und Depression nahe beieinander. Mancher kommt zu dem trüben Schluss: „Was ich bin und was ich leiste, ist – im Vergleich zu anderen – nur minderwertig. Andere sind besser, frömmere und erfolgreicher“. Beim Vergleichen werden wir uns selber zum Problem.

Obendrein befinden wir uns in einer frommen Leistungsgesellschaft, in einer evangelikalen Kultur des indirekten, aber ständigen Anfeuerns. Man imponiert sich gegenseitig mit Terminen, Erfolgen und Zahlen. „Da passieren Erweckungen am laufenden Band. Dort finden Heilungen statt. Anderswo ist der Zulauf gigantisch“. Oft handelt es sich dabei nur um heiße fromme Luft. Aber wer gern in den Hochglanzprospekten von Vorzeige-Gemeinden blättert und sich an ihren Schaufenstern seine Nase plattdrückt, wird schnell mit dem unzufrieden, was er in seinem Beritt vorfindet. Jedes Vergleichen geht zu seinen Ungunsten aus. Und darüber wird man mit dem unzufrieden, was Gott unter uns tut. Das Danken wird erstickt. Die Stimmung wird verdrießlich und womöglich vorwurfsvoll.

#### 1.1.4.5. Permanente Selbstüberschätzung

Viel Ausgelaugtsein kann auch dadurch entstehen, dass wir uns als unersetzlich betrachten und entsprechend benehmen<sup>19</sup>. Wir sind in bestimmte Ämter berufen worden und neigen dazu, uns für alles verantwortlich zu fühlen. Der üppige ausgestaffierte Tempus-Kalender zeigt an, wie gewichtig wir sind.

Keiner kann es so gut wie wir. Also machen wir's doch gleich selber. Andere stehen dabei und gratulieren sich, dass sie uns haben. Aber wie sieht es bei uns auf lange Sicht innen aus?

---

<sup>18</sup> „Vielleicht war ich dabei, langsam ein Gefangener dessen zu werden, was die Leute von mir erwarteten, statt ein Mensch, der durch die Verheißungen Gottes die Freiheit erlangt hat... (Ich war) nahe daran zu glauben, ich sei ein unentbehrlicher Mensch“ (Henri J. M. Nouwen, aaO, S. 11).

<sup>19</sup> „Mir war immer gewesen, als müsste ich eine anspruchsvolle Zuhörerschaft unterhalten, die mit irgendeiner armseligen Ausführung nicht zufrieden ist. Kein Wunder, daß diese Einstellung zu Müdigkeit und möglicherweise zu völliger Erschöpfung führt“ (ebd, S. 71).

Wenn einzelne Personen oder Gremien von Gemeindegliedern aus Bequemlichkeitsgründen mit Erwartungen überhäuft werden, mag das zunächst dem Ego der Betroffenen schmeicheln. Ohne sie läuft nichts. Aber auf lange Sicht führt das zu einem (Selbst)Entmündigungsprozess in der betreffenden Gruppe oder Gemeinde. Das Priestertum aller Glaubenden bleibt dabei auf der Strecke. Überlastungs- und Unterforderungssyndrome stellen sich ein. Beide sind in gleicher Weise schädlich.

#### 1.1.4.6. Ungleiche Lastenverteilung

Wir brauchen als Verantwortliche einen sorgfältigen Blick dafür, wo wir selber, aber wo auch andere überlastet sind, weil die Aufgaben ungleich verteilt sind. Auch aus größeren Gemeinschaften höre ich die Klage, dass sich die vorhandenen Lasten meist nur auf wenige Schultern verteilen.

Es gibt verschiedentlich auch das bedauerliche Phänomen, dass einzelne Mitarbeiter immer mehr Kompetenzen auf sich ziehen. Es sind meist starke, fitte Persönlichkeiten, die gerne neue Aufgaben übernehmen. Neben ihnen können sich andere Christen kaum entfalten. Unter großen Eichen pflegt nicht viel zu wachsen.

#### 1.1.4.7. Zentrifugale Tendenzen

Im Zeitalter eines zunehmenden Individualismus lauter Einzelgläubige unter einen Hut zu bekommen, gleicht der Quadratur des Kreises. Dass ähnliche Probleme auch in Parteien und Vereinen anzutreffen sind, zeigt an, dass auch wir als Christen stärker Kinder unserer Zeit sind, als wir uns das manchmal zugestehen. Waren früher Leitungsämter meist mit Würde verbunden, so muß heute die Bürde betont werden, die damit einhergeht. Wer meint, mit seinen Machtworten Diskussionen beenden zu können, facht diese gewöhnlich dadurch erst an.

Mittlerweile geht es im Raum der christlichen Gemeinde aus guten Gründen „demokratischer“ zu als früher. Natürlich kann in ihr nicht der „demos“, dh das Volk, regieren, sondern Herr ist allein Jesus Christus. Er gibt den Ton an. An ihm richten sich alle aus. Was er vorgibt, steht nicht zur Disposition.

Das schließt aber nicht aus, dass einzelne demokratische Spielregeln aufgegriffen und in der Gemeinde praktiziert werden. Das äußert sich u.a. darin, dass jeder als gleich wertvoll betrachtet wird und sich in das Ganze einbringen kann. Jedes Gemeindeglied wird gehört und ernstgenommen. Es gibt keine Standesunterschiede, die von vornherein bestimmte Gruppen hervorheben oder ausblenden. Ein geordnetes, geistlich orientiertes Miteinander wirkt sich segensreich auf die gesamte Gemeinde aus. Aber das kostet denen viele Kräfte, die dafür verantwortlich zeichnen.

Welche zusätzlichen Ursachen müssten hier noch angefügt werden?
---

### 1.1.5. Fazit

Ein ausgebrannter Mensch bringt wenig Energie auf, mit Problemen umzugehen. Sein gesundes Augenmaß ist reduziert. Er reagiert überzogen<sup>20</sup>. Er ist schnell niedergeschlagen. Mücken blähen sich ihm zu Elefanten auf. Das empfinden andere als ungerecht und anmaßend. Sie reagieren entsprechend, so dass es leicht zu Kollisionen aller Art kommt<sup>21</sup>.

Weil unser Körper "Tempel des Heiligen Geistes" ist (1Kor 6,19), braucht er sein Recht. Er will gefördert und gestärkt werden, so gut es geht. Dann kann er als brauchbares Werkzeug und Instrument für Gottes Ziele dienen. Sich körperlich zu vernachlässigen, ist keine christliche Tugend.

Das Natürliche braucht seinen Raum. Es bildet den Sockel, auf dem alles Weitere aufbaut. Wir glauben im Grunde stets so, wie wir leben und seelisch strukturiert sind. Indem wir unseren Körper vernachlässigen, tun wir auch unserem Glauben nicht Gutes.

Wo müssen wir es lernen, die eigenen Kräfte besser einzuteilen?

### 1.1.6. Hilfen für erschöpfte Mitarbeiter

Gott hilft uns zielgenau. Dabei erweist sich die anfangs angezeigte Abfolge als hilfreich: Wenn unser Ausbrennen körperliche Ursachen hat, dann ist mit Bibelworten und Appellen wenig zu bewegen. Und wenn unser Glaubensleben aus dem Tritt geraten ist, wird unser Mitarbeiten in der Gemeinde fraglich.

#### 1.1.6.1. Genügend Kraft zuführen

Gott sieht den müden und ausgebrannten Elia. Von ihm kommen weder Vorwurf noch Anklage. Elia bekommt nur Gutes zu hören: "Iß!" Gott sorgt für geröstetes Brot und frisches Wasser. Er legt ihm weder die Bibel hin noch die Herrnhuter Losungen oder das Gemeinschaftsliederbuch, sondern einen ordentlichen Bissen. Der ist für Elia jetzt dran.

Wer viel für andere Menschen tut, der muss eben auch viel für sich tun. Sonst hat er am Ende nichts mehr zu sagen und zu geben. Wer viel ausgibt, der muss viel einnehmen. Sonst laugt er aus. Die Balance zwischen Anspannen und Entspannen muss bei uns einigermaßen ausgewogen sein. Das beginnt im Bereich des Natürlich-Geschöpflichen.

<sup>20</sup> Ich „war erstaunt darüber, welche kleine Dinge ausreichten, um mir meinen inneren Frieden zu nehmen und meine ganze Sicht der Welt aus den Angeln zu heben. Wie verwundbar ich doch bin!“ (Henri J. M. Nouwen, aaO, S. 69).

<sup>21</sup> „Das Problem ist, daß Ihre Reaktion in keinem Verhältnis zur Größe der Erlebnisse steht... Kleine Erlebnisse des Abgelehntwerdens reißen bei Ihnen einen riesigen Abgrund auf und Sie plumpsen prompt bis auf seinen Boden hinunter. Sie fühlen sich dann sofort total abgelehnt, der Liebe beraubt, allein gelassen, und eine Art ‚blinde Wut‘ steigt in Ihnen auf, die die Oberhand gewinnt und Sie von anderen Sorgen und Interessen ablenkt, die für Sie weit wichtiger wären. Das Problem ist nicht, daß Sie gereizt reagieren, sondern daß Sie sehr primitiv reagieren, nämlich ohne alle Nuancen“ (H. J. M. Nouwen, aaO, S. 46).

### 1.1.6.2. Pausen einlegen

Zunächst hat Jesus seine Jünger zum Predigen und Heilen losgeschickt. Sie erleben: Was Jesus sagt, das geht. Begeistert kehren sie zurück. Es sprudelt nur so aus ihnen heraus. Am liebsten würden sie gleich weiterwirbeln. Die Signale stehen doch auf grün!

Doch Jesus schaltet auf rot: "Geht an eine einsame Stätte und ruht ein wenig (Mk 6,31). Legt eine Pause ein. Streckt alle Viere von euch!" Das wirkt unvernünftig. Die Jünger sind doch arbeitswillig. Offensichtlich ist die Konjunktur für das Evangelium gut. Das muss man doch nutzen. Jetzt oder nie.

Doch Jesus weiß, wie wichtig eingelegte Pausen sind. Kein Mensch kann auf Dauer angespannt tätig sein, ohne zwischendurch zur Ruhe zu kommen. Ohne gelegentliche Auszeiten ruiniert man sich. Selbst Gott hat am siebenten Tag Pause gemacht (1Mo 2,2f).

Wird bei unseren Wochenendseminaren der Sonntag zum Arbeitstag,  
weil es an ihm genauso stressig zugeht  
wie die Woche über in der Schule oder in der Firma?

Haben die Gruppenleiter und Gruppenleiterinnen das Jahr über genügend  
Pausen, z.B. in den großen Sommerferien,  
um aufzutanken und zu regenerieren?

### 1.1.6.3. Lasten gerecht verteilen

Bereits der überlastete Mose wird von Gott durch den eigenen Schwiegervater Jitro auf eine gute Spur gesetzt: "Verteile die Aufgaben, so gut es irgend möglich ist. Musst du wirklich alles auf dich nehmen, was andere von dir erwarten? Du mutest dir zu viel zu". Mose hört auf diesen Rat und setzt vertrauenswürdige Männer ein, die ihn in seiner Leitungsaufgabe unterstützen (2Mo 18).

Später sendet Jesus seine Jünger nicht als Einzelkämpfer aus, sondern „je zwei und zwei“ (Mk 6,7). Ebenso verhält es sich dann bei den Aposteln (siehe u.a. Apg 15,36ff). Aus den ersten Christengemeinden wissen wir, dass keiner alle Lasten allein tragen muss. Gottes Güte sorgt für zahlreiche Gnadengaben, die sich wechselseitig ergänzen und die ein arbeitsteiliges Verhalten möglich machen. Arbeit in der Gemeinde ist Teamarbeit.

Deshalb brauchen Verantwortliche einen Blick dafür, wo bestimmte Persönlichkeiten so dominieren, dass sie Aufgaben bzw. Verantwortlichkeiten an sich ziehen. Das gegenteilige Verhalten ist angemessen: Leitende Personen sollen sich zurücknehmen, wo immer das möglich ist. Es gibt auch im Reich Gottes eine Art Subsidiaritätsprinzip, demzufolge die Kompetenzen möglichst auf der Ebene angesiedelt werden soll, die der Aufgabe am nächsten ist (siehe z.B. Apg 6,1ff). Zuständigkeiten werden weitergegeben. Je mehr Christen in die Aufgaben einbezogen sind, desto besser wirkt sich das auf das geistliche Leben aller Beteiligten und auf die Gemeinde als Ganze aus. Deshalb gehört Delegieren zu hohen Tugenden von Leitungspersonen (siehe Tit 1,5). Ziel muss es sein, möglichst viele Christen in die Aktivitäten der Ge-



meinde einzubinden. So wird ihnen die Freude des Mitarbeitens ermöglicht. So werden alle entlastet.

Welche Dienstpläne in der Gemeinde müssen vielleicht neu überdacht werden?

#### 1.1.6.4. Auf andere Christen hören

Manchmal sehen andere Christen deutlicher als wir selbst, was für uns erforderlich ist. Wir selber sind in Bezug auf uns oft regelrecht betriebsblind. Deshalb benötigen wir in unseren Gemeinden eine ausgiebige Kultur des Gespräches und der Kontakte. Isolation wirkt sich dagegen schädlich aus. Damit berauben wir uns der befruchtenden und korrigierenden Impulse unserer Schwestern und Brüder.

Zum Hören auf andere gehört auch die bescheidene Einsicht: Wir sind für die Menschen neben uns nicht der Heiland. Wenn wir uns von ihren Nöten in Beschlag nehmen lassen, bürden wir uns Lasten auf, die uns auf Dauer zermürben. Wir brauchen stets auch die heilsame Distanz zu den Menschen neben uns und deren Probleme. Nur so können wir ihnen helfen. Das bewahrt uns davor, selber innerlich auszulaugen.

#### 1.1.6.5. Variabel reagieren

Gott bedenkt deshalb jeden auf unterschiedliche Weise:

- Einer braucht ausgiebigen Schlaf, eine Phase der Erholung, vielleicht auch eine gründliche Kur.
- Ein anderer benötigt eine Erfrischung, Tapetenwechsel. Er muß sich etwas Gutes tun und regenerieren.
- Ein weiterer muss endlich aus seinem Schneckenhaus kriechen und in Begegnungen eintauchen. Er braucht dringend Gespräche und Kontakte.
- Der nächste hat dagegen einen Rückzug in die Einsamkeit nötig. Er soll für eine zeitlang abgeschieden sein, allein für sich. So hat er Zeit zum Klären und Nachdenken.

Gott hält für jeden gezielt das bereit, was zum Durchatmen und Auftanken nötig ist. Da gibt es kein Einheitsrezept, das sich für alle schickt. In Gottes Apotheke gibt es glücklicherweise nicht nur ein einziges Medikament.

Um immer neue Kräfte zu tanken, sollten wir ein Hobby pflegen, öfter nach einem Buch greifen, ein wenig Sport treiben, vielleicht einen Kurs an der Volkshochschule belegen usw. Es lohnt sich, etwas an unserer und für unsere Persönlichkeit zu tun. Das hält uns – auch angesichts unseres Dienstes für andere - rundum gesund. Es hilft uns, das Potential zu erhalten und zu fördern, das Gott uns anvertraut hat.

Der Glaube an Jesus Christus und das Mitarbeiten in seiner Gemeinde darf nie zu einem Stressprogramm entarten. Unser Herr setzt uns nicht unter Erfolgsdruck.

## 1.2. Gesellschaftliche Koordinaten und ihre Auswirkungen

Über das Individuelle hinaus befinden wir uns in Gegebenheiten, die insofern mit dem Geschöpflichen zu tun haben, als sie uns die Verflochtenheit aufzeigen, in der wir als christliche Gemeinde leben und arbeiten. Wir agieren nicht im luftleeren Raum, sondern sind vielfältigen Trends und Strömungen ausgesetzt. Diese sind allgegenwärtig. Wir stehen ihnen nicht neutral und distanziert gegenüber, sondern sind von dem, was wir beobachten, auch selbst eingefärbt.

Wir sind – genauso wie unsere Väter und Mütter der Gemeinschaftsbewegung – immer auch Kinder unserer Zeit. Das hat Rückwirkungen auf unsere Gemeinschaftsarbeit. In den vergangenen Jahren haben wir uns in der Gnadauer Mitgliederversammlung verschiedentlich mit einzelnen Aspekten befasst: Pluralismus, Erlebnisorientierung, Individualisierung etc<sup>22</sup>. Diese Vorfindlichkeiten bilden gleichsam einen Sockel, auf dem sich unser Glauben und Engagieren zutragen.

Wir kehren dieses Vorgegebene nicht um, sondern haben uns ihm zu stellen, wenn wir der Wirklichkeit gerecht werden wollen. Nicht wir verändern die gesellschaftliche Großwetterlage, sondern diese prägt uns. Wir haben unsere Arbeiten darauf einzustellen, dabei jedoch unser substantielles Profil zu wahren. Hier trifft das sattsam bekannte Bonmot zu: „Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit“.

Nachfolgend versuche ich, auf zwei aktuellen Feldern aufzuzeigen, wie sich äußere Koordinatensysteme, in denen unsere Arbeitsfelder zu Stand und Wesen gekommen sind, verschoben haben. Zugleich mühe ich mich, vorsichtige Schneisen nach vorn zu schlagen.

### 1.2.1. Weniger „Bund“, mehr Service

Das bündische Element in unseren Arbeiten lässt spürbar nach, so vor allem – sie seien hier beispielhaft genannt - beim EC und beim Evangelischen Sängerbund<sup>23</sup>. Man betrachtet sich nicht mehr unbedingt als EC-ler oder als Mitglied der Evangelischen Sängerbundes (ESB), sondern als Angehöriger eines örtlichen Chores bzw. Jugendkreises. Das Bedürfnis, über den Ort hinaus eingebunden zu sein und sich zugehörig zu fühlen, hat spürbar nachgelassen – ob uns das als Verantwortlichen behagt oder nicht.

Zweifellos werden z.B. von Jugendlichen große Tagungen als Highlights bestens frequentiert: die Allianzkonferenz in Bad Blankenburg, der Evangelische

<sup>22</sup> Siehe dazu die entsprechenden Ausgaben der Reihe „gnadau aktuell“; auch Christoph Morgner, Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Kirche – Pietismus – Gemeinschaftsbewegung, Stuttgart 2000 (Leitung)

<sup>23</sup> Ähnliches lässt sich auch in anderen Organisationen beobachten, so u.a. bei der RGAV - Dienstgemeinschaft für Verkündigung und Seelsorge e.V., beim Pfarrerinnen- und Pfarrergebetsbund (PGB) und der Deutschen Zeltmission (dzm).

Kirchentag, das Christival, der katholische Weltjugendtag etc. Aber diese Teilnahme verpflichtet nicht. Sie bindet nicht ein. Man kann ad libitum kommen und ebenso wieder gehen. Die Angebote sind freibleibend. Man erfreut sich zu Recht an dem, was dort an Inhalten geboten und an Begegnungen ermöglicht wird. Aus den vielfältigen Angeboten sucht man sich das heraus, was den eigenen Bedürfnissen entspricht, ohne dabei aber unbedingt mit dem substantiell kongruent zu sein, was die Veranstalter damit intendieren. Ob man sich dann vor Ort entsprechend orientiert, steht dahin.

Die einzelnen Einrichtungen und Veranstaltungen werden heute – anders als vorzeiten - nach ihrem Nutzwert für die persönliche und lokale Praxis beurteilt. Fällt dieser hoch aus, wird sich wohl die Mühe des Kommens lohnen. Ist das jedoch nicht zu erwarten, bleibt man zu Hause. Die Tradition, dass „man“ zur EC-Tagung fährt, weil man sich als EC-ler fühlt und einen diesbezüglichen Korpsgeist internalisiert hat, ist weithin abgebrochen.

Ähnlich verhält sich das mit den Angeboten des ESB. War es noch vor einigen Jahrzehnten selbstverständlich, dass sich ein großer Teil der Sängerinnen und Sänger beim Bundes-Sängerfest in die „Sängerbund-Familie“ eingliederte, so ist das heute längst nicht mehr der Fall. Die örtliche Musikszene mit ihrem trendigen Geschmack gibt den Ausschlag, wohin man sich orientiert und welches Notenmaterial man benutzt. Das irritiert alle, deren Existenz und Akzeptanz vorher völlig fraglos war.

Den übergeordneten Arbeiten kommt offenkundig mehr und mehr die Rolle eines Service-Unternehmens zu, dessen Produkte und Dienstleistungen man gelegentlich, je nach Bedarf, hinzuzieht, um die örtliche Arbeit zu beleben und anzureichern. Das kann in Form gewünschter persönlicher Kontakte (Jugendreferent, Kinderreferentin, Bundeswart) geschehen, aber auch mit Hilfe angebotener Materialien. Je stärker sich die betreffenden Einrichtungen auf diese Situation einstellen und dafür ansprechende Angebote ins Spiel bringen, desto dankbarer wird die Resonanz ausfallen.

Je mehr die betreffende Organisationen jedoch „für sich“ wollen, desto kritischer werden sie beäugt und desto vorsichtiger, ja skeptischer wird man mit ihnen umgehen. Diese Organisationen werden – so der Trend – den Nimbus des Selbstverständlichen, ja Blockartigen verlieren und sich geschmeidig und flexibel auf das einzustellen haben, was vor Ort erforderlich ist und erbeten wird. Mehr denn je werden sich die einzelnen Christen und die örtlichen Gruppen weniger zu diesen Organisationen hin orientieren, als dass diese Organisationen es nötig haben, sich an denen auszurichten, die sie mit ihren Angeboten unterstützen wollen.

Eine Organisation bzw. ein Amt sind heute nicht mehr durch ihre bloße Existenz legitimiert, sondern sie leben von der Akzeptanz und Inanspruchnahme derer, denen sie etwas zu bieten haben. Das gilt auch für unseren Gnadauer Gesamtverband, für die einzelnen Landesverbände und für unsere sonstigen Einrichtungen. Wir haben es nötig, unsere Funktion und deren Notwendigkeit für das Ganze darzustellen und die Aufgaben zu beschreiben, für deren Lösung bzw. Erledigung wir unentbehrlich sind<sup>24</sup>.

---

<sup>24</sup> Hinsichtlich örtlicher Gemeinschaften, regionaler Verbände und des Gesamtverbands ausführlich beschrieben bei Ch. Morgner, Leitung, S. 380ff

Deshalb kommt es mehr denn je darauf an, die Finger sensibel am Puls der Zeit zu haben und sich mit seinen Angeboten flexibel darauf einzustellen. Dass sich damit für die betreffenden Institutionen ein Paradigmenwechsel hohen Grades mit unabsehbaren Umorientierungs- und Umstrukturierungsprozessen verbindet, versteht sich von selbst. Das geht oft „ans Eingemachte“. Aber als Fakt bleibt: Service ist gefragt, Dienstleistung „diakonia“ – ein neutestamentlich durchaus wesentlicher und deshalb geistlich legitimer Gedanke.

Fazit: Es gilt, auf dem „Sockel“ dessen, was uns gesellschaftlich vorgegeben ist, die inhaltliche Arbeit zu konturieren.

In welchem Umfang haben Sie sich bereits auf die veränderte Situation eingestellt?

### 1.2.2. Weniger „Stand“, mehr Aufgabenorientierung

Unsere Diakonissen-Mutterhäuser gehören konstitutiv zur Gemeinschaftsarbeit. Gerade deshalb leiden wir mit, wenn wir sehen, dass die Zahl der aktiven Schwestern ständig zurückgeht. Eintritte sind rar geworden.

Wir wissen von der Segenstradition, die Gott durch unsere Mutterhäuser gezogen hat. Zahlreiche Gemeinschaften sind, oft von ihrer Gründung her, eng mit Mutterhäusern verzahnt. Viele Christen haben durch den Dienst unserer Diakonissen den Weg zu Jesus gefunden. Nach wie vor befinden sich in den meisten Mutterhäusern erhebliche geistliche Potenzen. Auch die räumlichen Möglichkeiten ermöglichen es, dass sich zu den Glaubenskonferenzen oft Tausende Besucher einfinden. Wo sollten wir mit unseren Gnadauer Kongressen hingehen, wenn uns nicht die Mutterhäuser mit ihrem großartigen Ambiente die Türen öffnen würden?! Dafür sind wir ausgesprochen dankbar.

Aber wir erleben auch, dass die Aktivitäten der Diakonissen in den örtlichen Gemeinschaften eingeschränkt werden müssen, weil die Zahl der aktiven Schwestern zurückgeht. Dabei entsteht ein *circulus vitiosus*: Weil Arbeitsgebiete aufgegeben werden müssen, verschwindet das Bild der Diakonisse aus unseren Orten. Es fehlen Vor-Bilder. Dadurch kann die Vorstellung gar nicht erst entstehen, Diakonisse werden zu können.

Wie gehen wir mit dieser veränderten Situation um? Patentdiagnosen und entsprechende Therapien gibt es nicht. Behutsam versuche ich, einige Schneisen zu schlagen<sup>25</sup>.

#### 1.2.2.1. Allgemeine Aspekte

Das Grundproblem ist keineswegs hausgemacht, sondern gesellschaftlich bedingt. Auch unsere Mutterhäuser befinden sich in Kontext einer bestimmten Großwetterlage. Dabei lässt sich heute nichts mehr mit Traditionen begründen, sondern die Traditionen selber haben es nötig, sich zu begründen und ihre Daseinsberechtigung zu erweisen.

---

<sup>25</sup> ebd., S. 107ff.

Es herrscht heute, gerade bei jungen Menschen, eine enorme Sehnsucht nach Freiheit, Ungebundensein, Eigenbestimmung und Selbstverfügung. Die Angst vor Fremdbestimmung, Einengung und dauerhafter Verpflichtung ist riesengroß. Wer wird es wagen, seine individuelle Freiheit aufzugeben und sich lebenslang in das System eines Mutterhauses einzufügen?! Die Schwelle dafür liegt heute wesentlich höher als in früheren Zeiten.

Der Diakonissenstand war in der Gründerzeit unserer Mutterhäuser zeitgerecht, modern und zukunftsweisend. Hier wurden ledigen Frauen Chancen großen Zuschnitts eröffnet. Ihnen wurde eine gute Ausbildung zuteil. Diakonissen waren die emanzipierten ledigen Frauen des 19. Jahrhunderts. Durch den Diakonissenstand wurden Frauen aufgewertet<sup>26</sup>. Mittlerweile haben wir eine ausgeprägte Single-Kultur. Ledig zu sein, wird von zahlreichen Frauen bewusst gewollt und als Chance verstanden.

#### 1.2.2.2. Geistliche Aspekte

Auch auf dem geistlichen Feld wirken sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen aus. Die Mutterhausdiakonie weiß sich von Gott berufen. Deshalb rühren abwärts weisende Zahlen an den geistlichen Nerv. Sie rütteln an den Fundamenten des Selbstverständnisses. Man wird sich fraglich.

Wie kann es weitergehen? Kann es sein, dass Gottes Berufung für diesen Dienst an ihr Ende gekommen ist? Handelt es sich bei der Mutterhausdiakonie um ein Auslaufmodell? Oder kann es neue Berufungsgewissheit geben?

#### Exkurs: Gottes Berufung(en)

*In der Dogmatik wird zwischen der *vocatio generalis* und der *vocatio specialis*<sup>27</sup> unterschieden:*

- *Die *vocatio generalis* bezieht sich auf alle Christen. Jeder ist berufen zum Glauben an Jesus Christus, zur Liebe zum Nächsten, zur Mitarbeit in der Gemeinde und zur Hoffnung auf die Ewigkeit. Zugleich sind Christen dazu bestellt, im alltäglichen „Beruf“ Gott zu ehren und zu dienen<sup>28</sup>.*
- *Die *vocatio specialis* meint die Berufung zu bestimmten Ämtern und Aufgaben. Sie bezieht sich auf einzelne Personen, aber auch auf christliche Einrichtungen.*

*Während die *vocatio generalis* übergreifend und dauerhaft gilt, ist die *vocatio specialis* ihrem Wesen nach individuell und begrenzt ausgeprägt. Sie muss keineswegs lebenslang andauern. Nicht alles, was im Reich Gottes mit Berufung begonnen und Segensgeschichte gemacht hat, muss sich bis zum Ende der Zeit durchhalten. Es gibt durchaus auch zeitliche*

<sup>26</sup> „Noch in den zwanziger Jahren berichtete man im DGD von einer Bewerberin, die sich mit folgenden Worten die Aufnahmebedingungen erbat: ‚Wenn ich Diakonisse werde, zieht jeder Pastor und Doktor seinen Hut vor mir, ja selbst Offiziere grüßen mich, ich werde von jedermann geachtet, finde Eingang in die feinsten Kreise und werde mit der Zeit selbst eine gebildete Dame‘ (Frank Lüdke, Diakonische Evangelisation, Stuttgart 2003, S. 35)

<sup>27</sup> *vocatio* = Berufung

<sup>28</sup> Siehe dazu u.a. Röm 12,1f.; Kol 3,17

*Begrenzungen. Berufungen können gänzlich auslaufen bzw. ihr Kolorit wandeln.*

- *Die Klöster waren im Mittelalter Segensstätten besonderer Art: Hier wurden Volksbildung betrieben, die Künste ausgeübt, die Tradition gehegt, eine Kultur der Frömmigkeit gepflegt. Das hat sich seit der Reformationszeit weitgehend außerhalb der Klostermauern verlagert. Die gegenwärtigen Restbestände an katholischer Klosterkultur wären nicht entfernt in der Lage, diese Aufgaben heute wahrzunehmen.*
- *Die Erweckungsprediger im 19. Jahrhundert, die sich von Gott gerufen und getrieben wussten<sup>29</sup>, haben keine gleichgearteten Nachfolger gefunden. Ihre Berufung lief mit ihrer Person aus, wenngleich wir dafür dankbar sind, dass sich daraus gesegnete Traditionen entwickelt haben, die bis heute spürbar sind.*
- *Die Äußeren Missionen heute befinden sich ebenfalls in einer Situation, in der überkommene Berufungen auslaufen bzw. neue Orientierung nötig machen. Es gibt kaum noch die früher übliche Pioniersituation, in der ein Missionar dorthin ging, wo bislang das Evangelium unbekannt war. Hier ist - durch die Fülle der Aktivitäten - eine gewisse Sättigung eingetreten. Spätestens seit dem Einfluss neuer Medien einschließlich des Internet hat sich diese Lage gründlich verändert.*

*Resümee: Berufungen können ad hoc ausgesprochen werden. Sie haben damit ihre Halbwertszeit. Sie können auslaufen oder ein neues inhaltliches Profil erforderlich machen.*

*Dabei zeigt sich: Es gibt keine vocatio specialis „an sich“, sondern Gott beruft immer in eine bestimmte Frontsituation hinein. Spezielle Aufgaben warten: Abraham, Mose, die Propheten, Johannes der Täufer, Maria und Josef, die Apostel etc. Alle empfingen in ihrer jeweiligen Situation einen Ruf von Gott. Dieser Ruf war eng mit Herausforderungen verknüpft, die im Raum standen.*

*Wenn Gott in seinen Dienst beruft, treffen bis zum heutigen Tag diese beiden Faktoren zusammen: Ruf und Situation. Gottes Berufung ergeht in eine unverwechselbare Lage. Konkrete Aufgaben warten. Wer berufen wird, weiß zumindest in Umrissen, wofür er berufen ist und was Gott ihm als Aufgabenfeld zgedacht hat.*

*Auch die Gemeinschaftsbewegung wusste sich im ausgehenden 19. Jahrhundert berufen, eindeutige Herausforderungen anzunehmen. Die kirchlichen und gesellschaftlichen Defizite schrieten nach missionarischem und diakonischem Einsatz. Das Feld in der Volkskirche war „weiß zur Ernte“ (Joh 4,35).*

*Auch der Ruf zum Diakonissendienst war mit unverwechselbaren und deutlichen Aufgaben verknüpft. Ruf und Situation fielen zusammen. Die Nöte schrieten nach Menschen. Diakonissen nahmen sich derjenigen Menschen und Gruppen an, die gesellschaftlich ausgegrenzt waren und für die sich keiner verantwortlich fühlte: Kinder, Kranke, Behinderte, Ge-*

---

<sup>29</sup> Siehe dazu Christoph Morgner, Wenn der Glaube Feuer fängt, Gnadau aktuell 9, Dillenburg 2001

*brechliche, Alte etc. Der Ruf zum Dienst einer Diakonisse war mit unverwechselbaren Herausforderungen verbunden.*

*Diese Landschaft hat sich gründlich gewandelt. Die meisten Aufgaben, die einmal ureigenes Feld unserer Schwesternschaften waren, sind heute in staatliche Obhut übernommen worden. Wir können uns nur darüber freuen, wenn der Staat seine Verantwortung für kranke, behinderte und gestrauchelte Menschen wahrnimmt.*

*Abgesehen davon wird es, so Jesus Christus, immer einen Stand von einigen Christen geben, die „um des Himmelreichs willen“ auf die Ehe verzichten (Mt 19,12; siehe auch Paulus: 1Kor 7,7). Das ermöglicht ein höheres Maß an Verfügbarkeit für das, was Gott getan haben will. Diese Lebensform kann, muss sich aber nicht kommunitär gestalten. Die Aufgaben, die sich damit verbinden, können – wie die Kirchengeschichte zeigt – höchst unterschiedlich ausfallen.*

### 1.2.2.3. Diakonische Perspektiven

Wenn sich die gesellschaftlichen Koordinaten verschieben, die die grundlegende Basis bilden, hat das unweigerliche Auswirkungen für das Berufungsgeschehen. Das gilt es feinfühlig wahrzunehmen. Krisen kann Gott zu Rohmaterial für Neues umformen.

Dass der diakonische Dienst auch heute zur christlichen Gemeinde gehört, ist allen klar. Unbestreitbar ist auch heute eine Fülle von Aufgaben vorhanden. In welcher Form werden diese wahrgenommen? Von welchem Personenkreis?

Formen gehören in ihre Zeit und haben damit ihre Zeit. Deshalb freue ich mich darüber, dass in unseren Mutterhäusern die Situation nüchtern gesehen wird. Dankbar blickt man auf die vergangenen Jahrzehnte zurück. Immer wieder falten sich die Hände, die Gott um den Eintritt neuer Schwestern bitten. Das Gebet verstellt jedoch nicht den Blick auf die Realitäten. Wenn sich nicht umgehend Rettendes zeigt, wird es bald nur noch wenige einsatzfähige Diakonissen geben.

Die Verantwortlichen haben deshalb längst umgeschaltet. Wenn der Dienst nicht mehr von Diakonissen wahrgenommen werden kann, müssen zivile Kräfte an deren Stelle treten. Das geschieht zunehmend, wenngleich es nicht einfach ist, fachlich qualifizierte und zugleich geistlich motivierte Personen zu finden. Aber Räume und Häuser bleiben keineswegs leer. Im Gegenteil: Vollerorts wird kräftig erweitert: Wohnanlagen für Senioren entstehen, verbunden mit Pflegeeinrichtungen. Schulen werden betrieben. Ärztliche Dienste und Rehabilitationsmaßnahmen treten hinzu. Freizeitheime werden ausgebaut. Es ist die stillschweigende Devise ausgegeben worden: Wenn auch die Zahl unserer Schwestern drastisch zurückgeht, bleibt doch der diakonische Auftrag bestehen. Die Berufung bleibt, wenngleich sich auch die Umstände verändert haben. Ihr kommen wir zielstrebig nach.

Dem entspricht auch die Tatsache, dass es mittlerweile tausende von Krankenschwestern, Pflegern und Altenpflegerinnen sind, dazu hunderte von Ärzten und ebenso viele Verwaltungs- und Funktionsangestellte, die die Haupt-

last der diakonischen Arbeit in unserer Gemeinschaftsbewegung tragen. Es wird höchste Zeit, dass wir diese Menschen und deren Dienste verstärkt ins Auge fassen, würdigen und unterstützen.

Lasst uns deshalb einen Blick des Glaubens für die Türen gewinnen, die Gott uns heute öffnen will. In einer Zeit, in der die Liebe mehr und mehr zum Fremdwort gerät (Mt 24,12) und in der sich diakonische Aufgaben ballen, ist christliche Gemeinde besonders herausgefordert, von der Liebe Zeugnis abzulegen, die in Jesus Christus in die Welt gekommen ist. Unsere Mutterhäuser bieten dafür einzigartige Gelegenheiten.

Ich verweise hier bewusst und dankbar auf den Dienst des Gebetes, der besonders durch unsere Feierabendschwwestern wahrgenommen wird – auch für uns jetzt und hier auf der Gnadauer Mitgliederversammlung. Der Himmel wird an den Tag bringen, wie viel durch Fürbitte im Reich Gottes bewegt worden ist. Wir, die wir im Tagesgeschäft stehen, sind dringend darauf angewiesen. Wir danken allen, die für uns ihre Hände falten.

Auf welchen Feldern eröffnen sich weitere diakonische Perspektiven?

### 1.3. Fazit

Ob es sich um uns als einzelne Christen handelt oder um die Werke und Einrichtungen, in denen wir stehen – wir kommen nicht um die Tatsache herum, dass wir Geschöpfe unseres Gottes sind. In keinem Augenblick können wir von dieser Grundgegebenheit absehen. Damit ist uns ein Rahmen abgesteckt, innerhalb dessen wir uns bewegen. Hier gelten sowohl im Individuellen als auch im Gesellschaftlichen bestimmte Gesetzmäßigkeiten, die wir nicht überspringen können, ohne Schaden zu nehmen.

Es wäre hier zusätzlich an den wirtschaftlichen Sektor zu denken, in dem wir uns bewegen. Auch hier finden wir uns in die gesellschaftlichen Verhältnisse eingebettet vor. Die sich daraus ergebenden Tatsachen sind unausweichlich. Ihnen haben wir uns zu stellen, solange Gott nicht eine Springflut der Erweckung übers Land schickt, von der anzunehmen ist, dass sie dann nicht nur unsere Räume, sondern auch unsere Kassen prall füllen wird. Weil dergleichen nicht absehbar ist, schicken wir uns „in die Zeit“ (Röm 12,11<sup>30</sup>) und gehen verantwortlich mit dem um, was Gott uns heute anvertraut.

Insgesamt trifft auch für uns zu, was Matthias Horx prognostiziert: "Es ergeht den Kirchen nicht anders als Unternehmen und dem Staat, sie liegen in den großen Trends der Gesellschaft: Schlanker und mobiler, effektiver und beweglicher und (auch schmerzhaft) produktiver müssen sie werden. So sicher wie das Amen in der Kirche blüht derselben die Zerlegung in mobile Einheiten, Abschleifen der Hierarchien, aber auch Wiedererlangung der inneren Spiritualität"<sup>31</sup>.

<sup>30</sup> So ist wohl mit den ältesten Handschriften zu lesen bzw. zu übersetzen.

<sup>31</sup> Matthias Horx, Trendbüro 2, Megatrends für die neunziger Jahre, Düsseldorf 1996<sup>2</sup>, S. 128



## 2. Wir sind Gottes Kinder

Jeder Mensch ist ein Geschöpf Gottes. Deshalb hat jeder ein Verhältnis zu Gott, ob er das weiß oder nicht. Jeder Mensch lebt von Gottes Güte. Jeder ist von Gottes Geben abhängig: „Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ (1Mo 8,22). Immer noch liegen „Wachstum und Gedeihen .. in des Himmels Hand“<sup>32</sup>. Deshalb sitzt jeder Mensch täglich an Gottes Tisch – auch der eingefleischte Atheist. Als Christen durchschauen wir diese Abhängigkeit von Gott und bejahen sie. Wir empfangen dankbar Gottes Gaben: Wort und Sakrament, dazu alles andere aus dem Bereich des ersten Glaubensartikels. Wir empfinden es als ein Privileg, glauben zu dürfen.

Wer glaubt, lässt sich auf Gottes Wort ein. Er freut sich über Gottes Gnade und staunt mit Philipp Friedrich Hiller: „Erbarmung ist's und weiter nichts“<sup>33</sup>. Glauben ist das Ja des Menschen zu seiner Bejahung durch Gott, das Ja zu Gottes Urteil, das Ja zu Karfreitag und Ostern. Glaube ist die persönliche Ratifikation dessen, was Gott getan und tut. Der Glaubende gesteht sich ein, dass sein Herz von Gott erobert worden ist. Er reagiert positiv auf das, was Gott für uns getan hat und tut. Er vertraut sich Gott an. Neutestamentlich gesprochen: Er bindet sich an Jesus Christus und folgt ihm nach. Er befindet sich in einer Lebens- und Weggemeinschaft mit Jesus.

Dieses Element des Glaubens tritt zur Tatsache hinzu, dass wir – im Kontext unserer Mitmenschen – Gottes Geschöpfe sind. Von Christen darf man zusätzlich sagen: Sie sind „Kinder Gottes“ (Röm 8,14-17). Diese Tatsache gibt nicht nur unserem Menschsein ein unverwechselbares Gepräge, sondern es wirkt sich auch auf unsere Geschöpflichkeit positiv aus. Zahlreiche Untersuchungen belegen, dass ein fröhlicher und getroster Glaube an Jesus Christus unserem Menschsein rundum guttut. Er ist auch körperlich eine Wohltat. Er wirkt sich positiv auf das Immunsystem aus. „Glaube und ein positives Gottesverhältnis werden in Medizin und Psychologie längst als günstige Heilungsfaktoren anerkannt“<sup>34</sup>.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Wer in einer Lebensbeziehung zu Jesus Christus steht, kann seine Ängste und Befürchtungen im Gebet dem Himmel anvertrauen. Schuld muss nicht verdrängt, sondern kann vergeben werden. Ein Christ ist mit sich und seinem Leben niemals allein. Er weiß sich nicht nur bei Gott in den besten Händen, sondern weiß sich zudem in die Gemeinschaft der Glaubenden eingebettet. Glauben an Jesus Christus entlastet und erfreut. Es erweist sich als höchst lebensdienlich.

Aber es muss ein lebendiger, zuversichtlicher Glaube sein. Ein Glaube dagegen, der eifernd, fanatisch und verbiestert daherkommt, schadet unserem Menschsein. Er verdüstert nicht nur unser Leben – und das unserer Mitmenschen dazu -, sondern er verkürzt es auch. Aber „Beispiele defizitärer Spiritualität oder verklemmten Glaubens dürfen uns nicht hindern, gesunden,

<sup>32</sup> Nach Matthias Claudius, GL 676, 1

<sup>33</sup> Philipp Friedrich Hiller, GL 297, 2; EG 355

<sup>34</sup> Hans-Werner Mehnert, (Über-)Lebensstrategien in der säkularen Welt, in: akzente für Theologie und Dienst, 100. Jahrgang, Nr. 4, S. 150

kraftvollen und biblisch begründeten Glauben in unseren Kirchen als erstrebenswert hinzustellen<sup>35</sup>.

Gesunder christlicher Glaube lebt von der „heilsamen Gnade“, die in Jesus Christus „erschienen“ ist (Tit 2,11). Weil sich solcher Glaube nicht von selbst versteht und weil wir lebenslang um „heilsame Lehre“ (Tit 1,9) zu ringen haben, sind wir als Verantwortliche herausgefordert, die Botschaft vom Glauben immer wieder neu auf den Leuchter zu stellen und sie von allen denkbaren Verunreinigungen zu säubern. Hiervon wird nicht nur unsere Beziehung zu Gott berührt, sondern unser gesamtes Menschsein.

## 2.1. Die Freude an Jesus

Das kennzeichnet seit jeher die Gemeinschaftsbewegung, dass „Jesus .. in der Mitte des Glaubens, Denkens und Handelns steht...Bücher könnten damit gefüllt werden, um zu verdeutlichen, daß bei den reformatorischen und bei den pietistischen Vätern, die ja immer auf den Schultern der Reformatoren stehen wollten, die Herzmitte des Glaubens Jesus Christus ist, der Sohn des lebendigen Gottes. Mag bei dem einen der ‚Christus für uns‘ und bei den anderen der ‚Christus in uns‘ im Vordergrund stehen. Immer geht es um den ewigen Gottessohn, den Heiland aller Menschen, der unsere Rechtfertigung und unsere Heiligung ist“<sup>36</sup>.

Dieser Tatsache haben wir entsprochen, als wir vor mehr als einem Jahrzehnt unser neues Gemeinschaftsliederbuch konzipierten. Anders als das sonst bei christlichen Liederbüchern der Fall ist, haben wir dem Kanon einige Jesuslieder vorangestellt. Typisch Gemeinschaftsbewegung!

Aber diese Frömmigkeitsüberzeugung ist keineswegs pietistisches Sondergut<sup>37</sup>, sondern findet sich in der gesamten christlichen Tradition, was sich u.a. in zahlreichen Gesangbuchliedern ausdrückt<sup>38</sup>.

### 2.1.1. Jesus zuerst: theologisch begründet

Der Einwand liegt auf der Hand: Muss beim Glauben nicht Gott voranstellen? So entspricht es doch den drei altkirchlichen Bekenntnissen<sup>39</sup>! Erst muss von Gott geredet werden, dem Schöpfer und Erhalter der Welt, bevor man auf Jesus zu sprechen kommen kann. Sonst wird das Pferd vom Schwanz her aufgezäumt.

Doch wenn wir zuerst und schwerpunktmäßig von Jesus reden, tun wir das mit einem guten theologischen Gewissen. Die geistlich-theologische Logik besagt völlig zu Recht, dass selbstverständlich Gott, der Vater, an der ersten Stelle unseres Glaubens steht (ontologisch). Doch vom gedanklich-

<sup>35</sup> ebd, S. 144

<sup>36</sup> Kurt Heimbucher, Die Jesus-Frömmigkeit in der Gemeinschaftsbewegung, in Kurt Heimbucher, Dem Auftrag verpflichtet, Gießen 1988, S. 119f

<sup>37</sup> Siehe dazu insbesondere Nikolaus Reichsgraf von Zinzendorf und die von ihm begründete Herrnhuter Tradition

<sup>38</sup> Z.B. die beiden Lieder von Johann Scheffler „Ich will dich lieben, meine Stärke“ (GL 354 / EG 400) und „Liebe, die du mich zum Bilde“ (GL 362; EG 401)

<sup>39</sup> Apostolikum, Nizänum-Konstantinopolitanum, Athanasium

erkenntnismäßigen Zugang her (noetisch) ist es höchst angemessen, zuerst von Jesus zu reden, denn erst in der Begegnung mit Jesus erschließt sich uns Gott. Nur Jesus sagt uns, wer Gott ist und wie er sich zu uns Menschen verhält. Wer Jesus sieht, entdeckt Gott: „Wer mich sieht, der sieht den Vater“ (Joh 14,9). Was wir an Gott haben, sagt uns ausschließlich Jesus. Im Gottessohn erleben wir, dass Gott „für uns“ ist (Röm 8,31). Im Bild gesprochen: Jesus ist die uns zugewandte Seite Gottes.

### 2.1.2. Das Heil: universal gültig

In Jesus Christus hat sich Gott komplett und abschließend ausgesprochen (Hebr 1,1). „Denn es ist EIN Gott und EIN Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung“ (1Tim 2,5f). Deshalb ist Jesus nicht *ein* religiöses Licht unter anderen, sondern *das* Licht für die gesamte Welt. Er ist nicht *eine* Tür zu Gott, sondern die ausschließliche. Jesus ist der einzige, der wirklich „Heil und Leben mit sich bringt“<sup>40</sup>. Er ist unser „einzigster Trost im Leben und im Sterben“<sup>41</sup>. Nur Jesus bringt uns „Frieden mit Gott“ (Röm 5,1). Allein in Jesus kommt Gott selbst zur Welt. Deshalb wird in dieser einzigen Person über unser Heil entschieden.

Diese Wahrheit namens Jesus gilt nicht nur für uns Christen und für unseren gemeindlichen Binnenbereich, sondern sie erhebt einen universalen Anspruch. Jesus ist nicht nur über uns und für uns Christen der Herr, sondern er ist es über die gesamte Welt und jeden einzelnen Menschen, ganz gleich, welcher religiösen Überzeugung er anhängt oder ob es sich als atheistisch versteht. Wir wenden uns damit energisch gegen eine Überzeugung, der zufolge Jesus lediglich der Herr für uns Christen ist, keineswegs aber für alle Welt.

Dass Jesus exklusiv und einzigartig ist, wird uns im Neuen Testament unaufhörlich unterstrichen: Er ist der „Grund“, das Fundament für Glauben und Leben (1Kor 3,11): Er ist der „Eckstein“, der Gemeinde, Himmel und Erde zusammenhält (1Petr 2,6ff). In „keinem andern“ ist das Heil als allein in ihm (Apg 4,12). Wer es woanders sucht, befindet sich folglich an der falschen Adresse.

Diese Botschaft geben wir als Christen an alle weiter, die sich bisher Jesus Christus noch nicht im Glauben geöffnet haben. Damit befinden wir uns in der Spur der Apostel. Wir teilen das Beste, was wir haben, mit anderen Menschen. Hierin liegt die vordringliche Motivation für unser missionarisches Arbeiten<sup>42</sup>. Deshalb verstehen wir Mission nicht als religiöse Wegelagerung oder frommen Hausfriedensbruch, sondern als das Überreichen eines Geschenks.

<sup>40</sup> Georg Weißel, GL 32,1, EG 1

<sup>41</sup> Der Heidelberger Katechismus, Neubearbeitung der Jubiläumsausgabe 1963, Agendari-sche Ausgabe, herausgegeben von der Lippischen Landeskirche und der Evangelisch-Reformierten Kirche in Nordwestdeutschland, Frage 1

<sup>42</sup> Siehe dazu Christoph Morgner, Warum wir nicht warten können, Motivationen für unser missionarisches Arbeiten, Kassel 2005, Manuskript

### 2.1.3. Die Botschaft: persönlich erfahren

Neben der Exklusivität Jesu steht zugleich seine Inklusivität. Was Jesus getan hat, schließt uns ein. Es zielt auf uns und unsere Rettung aus der Gottverlorenheit. Wer Jesus entdeckt, erlebt ihn als Heiland, Befreier und als Ausgangspunkt großer Freude (Lk 2,10; Phil 4,4). Denn was Jesus ist, das ist er für uns. In ihm hat Gott uns „alles geschenkt“ (Röm 8,32), alles Gute ausgeschüttet. Philipp Melancthon hat das einmal prägnant formuliert: „Christus erkennen heißt, seine Wohltaten (Heilstaten) erkennen“<sup>43</sup>.

Jesu gibt uns nicht etwas von sich, sondern er schenkt sich uns selbst voll und ganz. Er löst unsere Schuldfrage. Er wurde von Gott „zur Sünde gemacht“ (2Kor 5, 21)<sup>44</sup>. Damit hat Jesus „ein für allemal“ (u.a. Hebr 7,27) für unsere Sünde gesühnt. Seitdem muss keiner mehr für seine Sünde vor Gott büßen. Das hat Jesus für uns getan. Als Christen leben wir nicht vom Vermeiden der Sünde, sondern vom Vergeben.

Jesu ist an unsere Stelle getreten, damit wir leben. „Dein Kampf ist unser Sieg, dein Tod ist unser Leben“, singt deshalb die christliche Gemeinde<sup>45</sup>. Sich das Sühnopfer Jesu gefallen lassen, bringt uns Gewissheit des Heils (Röm 8,38f) und „Frieden mit Gott“ (Röm 5,1).

Wäre am Kreuz nur ein Menschenleben ausgelöscht worden, wäre der Tod Jesu ohne heilstiftende Wirkung. Bestenfalls diente Jesus dann als moralisches Beispiel. Dann wäre Jesus nicht der Heiland, sondern er bräuchte selbst einen Heiland.

Von Jesu erhalten wir keine Ratschläge, wie wir uns selber erlösen können, sondern er erlöst uns durch das Opfer seines Lebens. Bei Jesu erhalten wir auch keine Hinweise, wie wir Gott näherkommen können, sondern indem wir uns bei Jesu einfänden, sind wir bei Gott. Was uns im Glauben bei Jesu Christus geschenkt wird, ist auf dieser Erde nicht mehr steigerungsfähig.

### 2.1.4. Das Erlebnis: der Blick der Liebe

Jesu nimmt jeden einzelnen Menschen in einer Tiefensicht wahr, die unser diagnostisches Vermögen weit übersteigt. „Er wusste, was im Menschen war“ (Joh 2,25). Sorgfältig nahm Jesu wahr, wie es um die Menschen bestellt war, mit denen er zu tun bekam. Deshalb konnte er sich gezielt und punktgenau auf sie einstellen. Jeder bekam das, was ihm in seiner jeweiligen Situation angemessen war.

Dieser Blick der Liebe geht über die Zeiten hinweg auch zu uns. Jeden einzelnen nimmt Jesu wahr einschließlich seiner Gaben und Grenzen, seiner

<sup>43</sup> „Hoc est Christum cognoscere, beneficia eius cognoscere“ in: Loci communes 1521, Vorrede

<sup>44</sup> Martin Luther in einer Tischrede: „Im heiligen Geist haben alle Propheten wohl geschaut, daß Christus der allergrößte Sünder sein würde, ein Sünder, wie ihn die Welt noch nie gesehen hat. Da er ein Opfer ist für die Sünde der ganzen Welt, ist er jetzt nicht mehr ein unschuldiger Mensch ohne Sünde, (sondern)... hat die Sünden aller Menschen am Hals... Alles in allem ist er der Mensch, der an seinem Leibe trägt und auf sich geladen hat alle Sünden aller Menschen auf der ganzen Welt, die je gelebt haben, jetzt leben und noch leben werden“ (Die Welt ist wie ein betrunkenener Bauer, aaO, S. 32).

<sup>45</sup> Adam Thebesius, GL 86,3; EG 87

Ecken und Kanten. Jesus sieht nicht nur, was sich bei uns persönlich zu- trägt. Er hat auch einen Blick für unsere Arbeiten unter den Jugendlichen, in der Gemeinschaft und in der Kirche. Er nimmt genau wahr, was sich bei uns abspielt. Er bleibt nicht an der Fassade unserer Reden und Gewohnheiten hängen. Er schaut tief. Er blickt in unser Inneres. Er kennt sich darin besser aus als wir. Deshalb kann er uns wirklich raten und helfen. Sein Blick wird unsere Chance. In ihm schaut uns Gott selber an.

Wenn Jesus uns ins Visier nimmt, tut er das nicht wie ein Detektiv, der darauf bedacht ist, uns bei einem Fehltritt zu ertappen, uns klein zu machen oder um uns zu demonstrieren, dass wir doch nichts taugen. Nein: Jesus will uns aufbauen und unser Leben groß anlegen. Er hat Gutes mit uns vor. Sein Blick ist stets ein Blick der Liebe: aufmerksam und hellichtig. Wo seine Augen auf uns treffen, kann bei uns etwas neu und besser werden.

### *2.1.5. Die Folge: der Freude verschrieben*

Weil Jesus unser Erlöser und Heiland ist, steht das christliche Leben unter dem Vorzeichen der Freude. In der Mitte unseres Glaubens steht weder die religiöse Pflicht noch die fromme Anstrengung, sondern das Geschenk, das der Herr des Himmels und der Erde seinen Menschen macht und das Jesus heißt. „Siehe, ich verkündige euch große Freude“, jubelt der Engel (Lk 2,10) auf dem Hirtenfeld.

Wo dieses göttliche Geschenk ergriffen und im Alltag „ausgepackt“ wird, löst es helle Freude aus. Der Kämmerer aus Afrika „zieht seine Straße fröhlich“ (Apg 8,39), nachdem ihm Philippus das Evangelium von Jesus Christus erklärt und er es im Glauben annehmen und durch die Taufe bestätigen durfte. „Eure Freude soll niemand von euch nehmen“, kündigt Jesus in seiner Abschiedsrede den Jüngern an (Joh 16,22). Der Apostel Paulus ermuntert aus dem Gefängnis heraus die Gemeinde in Philippi: „Freuet euch in dem Herrn allewege, und abermals sage ich: Freuet euch!“ (Phil 4,4).

Wer zählt die Lieder der christlichen Gemeinde, die diese Freude zum Klingen bringen?! Dass „die Freude am Herrn unsere Stärke“ ist (Neh 8,10), kann deshalb jeder christlichen Veranstaltung ein unverwechselbares Gepräge geben. Leider geht es unter uns manchmal anders zu: eher gesetzt, ernst, steif, verkrampft. Das scheint nach der Ansicht vieler Zeitgenossen das Markenzeichen des Christlichen zu sein. Dass Glauben mit Freude zu tun haben kann, kommt ihnen nicht in den Sinn. Oft geben wir zu dieser Meinung manchen Anlass. Doch die Freude, die Jesus uns schenkt, will sich nicht auf unseren innerseelischen Bereich beschränken, sondern sie will in den Abläufen unserer Veranstaltungen und in der Tonart unserer Verkündigung ihren Niederschlag finden. Jeder der von außen dazukommt, soll den Eindruck gewinnen: Hier sind fröhliche Menschen beieinander. Die haben auch Sorgen und Kummer. Die sehen die Verhältnisse in unserer Welt ungeschminkt. Aber in allem, was zu Boden ziehen will, haben Christen ein Grundvertrauen zu Gott und damit eine Perspektive, die sie weiterführt.

Selbstverständlich kann unsere Botschaft nicht seicht und lustig dahinplätschern. Aber selbst den schuldig Gewordenen und Trauernden haben wir eine frohe Nachricht auszurichten. Auch an den Gräbern klingt durch Weinen und Trauern der Grundton der Freude durch, wenn wir anstimmen: „In dir ist

Freude in allem Leide, o du süßer Jesu Christ“<sup>46</sup>. Es kann keine Lebenslage geben, wo wir als Christen die Freude an Jesus entbehren müssten. Wo Jesus ist, haben wir immer Grund zur Zuversicht und zur Freude.

Was können wir unternehmen, um der Freude des Glaubens in unseren Gemeinden mehr Raum zu geben?

## 2.2. Das Geschenk des Glaubens

Gott hält alles Gute für uns bereit. So lockt er bereits im Alten Testament wie ein Straßenverkäufer: „Kommt alle her, die ihr durstig seid; und die ihr kein Geld habt, kommt her, kauft und esst, ohne Geld und umsonst Wein und Milch“ (Jes 55,1ff). In dieser Tonart geht es im Neuen Testament weiter: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken (Mt 11,28). Der Kranke bekommt zu hören: „Dir sind deine Sünden vergeben“ (Mk 2,5). Und Paulus bezeugt fröhlich: „Aus Gnade seid ihr gerettet worden“ (Eph 2,8).

Das Entscheidende, das unseren Glauben ausmacht, gibt es nur geschenkt. Hier leuchtet etwas vom Glanz des Christseins auf: Da geht es nicht um ein geistreiches System steiler Lehren und tiefer Gedanken, denen wir grübelnd hinterherrsinnen müssen. Dazu kommt ein dickes Bündel von Anforderungen, die uns umstellen: Tu dies, lass das! Nein, es geht im Kern darum, Jesus als unseren Heiland zu erleben und uns von ihm beschenken zu lassen. Jesus ruft uns nicht zuerst, weil er etwas von uns will, sondern weil er etwas für uns hat.

### 2.2.1. Das religiöse Missverständnis

Leider ist das Bild, das viele bewusste Christen von Gott haben, völlig anders. Hier herrscht das irrende Denken: Gott will etwas von mir. Leistung ist gefordert: bekehren, Jesus nachfolgen, Heiligung vorantreiben, missionarisch Leben, mitarbeiten. Was muss man nicht alles tun! Dem kommt man nur ungenügend nach: noch länger stille Zeit halten, noch treuer in der Fürbitte sein, noch liebevoller am Arbeitsplatz, noch tüchtiger in der Gemeinde. Zulegen da, zulegen dort. Maximierung in jeder Hinsicht.

In dieser Haltung verstehen wir das Leben im Glauben religiös, d.h. als etwas, das wir zu leisten haben, als zusätzliche Bürde, die wir neben anderen Lebensaufgaben auch noch zu schultern haben. Auf vielen Christen, die ihren Glauben so verstehen, liegt das wie ein Grauschleier. Man fühlt sich ständig unter Druck. Doch was man auch tut: Das schlechte Gewissen wird zum ständigen Begleiter.

An dieser Stelle sind wir als Verantwortliche zu einem permanenten Kampf herausgefordert, denn die „religiösen Eierschalen“ haften fest und bestimmen im Hintergrund das Leben im Glauben. Gerade der Apostel Paulus hatte an dieser Front heftige Kämpfe zu führen, wie u.a. sein Brief an die Gemeinden in Galatien zeigt. Das religiöse Missverständnis des christlichen Glaubens

<sup>46</sup> Cyriakus Schneegaß, GL 507; EG 398

führt zur Gesetzlichkeit, in der nicht mehr klar zwischen Gesetz und Evangelium geschieden wird. Hierbei wird Glauben unter der Hand zum Stressprogramm, mit dem man nie zu Ende kommt. Man fühlt sich ständig unter Druck. Ich frage mich: Wie viel Müdigkeit und Ausgebranntsein mag in unseren Reihen auf eine solche irrende Theologie zurückzuführen sein?!

Um dem befreienden Evangelium Raum zu geben, haben wir uns von allen Theologien zu verabschieden, die im Sinne des „Ja, aber..“ einesteils Heil zusagen, es andererseits aber einschränken, weil sie es mit menschlichen Eigenleistungen verknüpfen. Solche Verkündigung hinterlässt weder ein erschrockenes Gewissen (wie das Gesetz) noch ein getröstetes Gewissen (wie das Evangelium), sondern lediglich ein schlechtes Gewissen. Dabei nimmt man Gott seine Güte nicht ab. Das „Es ist vollbracht“ Jesu Christi (Joh 19,30) meint man durch Eigenbeiträge verschiedenster Art ergänzen zu müssen. Das „Ja“ mit dem einschränkenden „Aber“ fixiert den glaubenden Menschen auf sich selbst.

Es geht vielmehr um das „Ja, deshalb...“: Weil Jesus Christus in seiner Heilstat alles restlos für uns vollbracht und erledigt hat, was uns vom Himmel getrennt und unsere Gottesbeziehung ruiniert hat, deshalb wird nun unsere Aktivität zu ebenfalls 100% entbunden: unser Umkehren, Glauben, Nachfolgen, kurz: unser geistliches Leben. Es ist stets Heilsfolge, nicht Heilsergänzung oder gar -bedingung. Hier weicht der düstere Schatten, der auf aller „Ja, aber...“-Verkündigung liegt. Hier werden Christen wirklich froh, weil sie den Herrn entdecken, „in dem „Gott und der Sünder .. zu Freunden“<sup>47</sup> geworden sind.

Nehmen diese Grundelemente evangelischen Glaubens in den Seminaren ehren- und hauptamtlicher Mitarbeiter einen breiten Raum ein oder werden sie als selbstverständlich vorausgesetzt?

### 2.2.2. *Das rettende Widerfahrnis*

Gott wartet darauf, dass er uns nach Strich und Faden beschenken kann. Christlicher Glaube ist – man wagt es kaum zu sagen - im Kern etwas Passives: Es kommt nicht auf das an, was *wir* tun, sondern auf das, was Jesus für uns getan hat: nicht auf das, was *wir* vollbringen, sondern auf das, was Jesus für uns „vollbracht“ (Joh 19,30) hat. Paulus spricht von der „Gabe“ des Glaubens (Eph 2,8).

Dieser Geschenkcharakter des Glaubens, aus dem heraus es dann zum persönlichen Glauben und Handeln kommt, wird im Neuen Testament unaufhörlich unterstrichen:

- Gott „gibt Macht“, seine „Kinder zu werden“ (Joh 1,12). Wir werden zu Gottes Kindern nicht durch unsere eigenen Entschlüsse, sondern durch das gnädige Handeln Gottes. Niemand kann zum Heil in Jesus Christus „kommen, es sei denn, ihn ziehe der Vater“ (Joh 6,44).
- Im seinem Lobgesang bezeugt Zacharias, dass Gott bewirkt bzw. uns ermöglicht („uns zu geben“), „daß wir, erlöst aus der Hand unserer Feinde, ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang“ (Lk 1, 73-75). Gott

<sup>47</sup> Gerhard Tersteegen, GL 61,2; EG 41

allein vermag „unsere Füße auf den Weg des Friedens“ zu richten (Lk 1,79). Das Leben im Glauben – ein göttliches Geschenk.

- Das wird von Petrus unterstrichen: „Alles was zum Leben und zur Frömmigkeit dient, hat uns seine göttliche Kraft geschenkt“ (2Petr 1,3). Wer glaubt, lebt nicht von eigenen Bormitteln, sondern tut das aus den Kräften, die Gott ihm zuteil werden lässt.
- Der Schreiber des Hebräerbriefes erbittet für seine Leser vom „Gott des Friedens“: „der mache euch tüchtig in allem Guten zu tun seinen Willen, und schaffe in uns, was ihm gefällt, durch Jesus Christus“ (Hebr 13,20f.). Auch hier wird klar erkennbar, dass sich Glauben und das Leben aus dem Glauben heraus nicht dem guten menschlichen Willen verdankt, sondern dem schenkenden Handeln Gottes. „Nichts hab ich zu bringen, alles, Herr, bist du!“<sup>48</sup>.

Was uns im Leben und Sterben trägt und was wir täglich als Christen brauchen, gibt es nur gratis. Michael Herbst stellt deshalb ebenso erfreut wie nüchtern fest: „Wir sind .. nicht einmal die Subjekte unseres eigenen Glaubens. Unser Glaube ist in erster Linie keine Aktion, sondern eine Passion: Wir erfahren etwas, indem etwas an uns geschieht, nämlich Gottes Barmherzigkeit mit unserem Leben. Es ist das Widerfahrnis, das wir dankbar bezeugen“<sup>49</sup>.

Ähnlich sagt es Hans-Joachim Eckstein in seiner Bibelarbeit anlässlich der jüngsten EKD-Synode: „Dabei ist entscheidend, dass Glaube nicht etwa als die vom Menschen zu leistende Vorbedingung zum Heil verstanden wird, sondern als die Art und Weise, in der Gott den Menschen an seiner Liebe und seinem Leben teilhaben lässt. Der Glaube, aus dem die Gläubigen leben, ist selbst schon Geschenk“<sup>50</sup>.

Wir leben aus dem Geschenkten. Wir werden reich versehen mit Glaube, Liebe und Hoffnung. Deshalb folgen wir Jesus nach, mühen uns um ein Leben in der Heiligung, teilen wir mit anderen das Evangelium und bringen uns in der Gemeinde ein. Wir tun dies nicht, um Gott besser zu gefallen, sondern wir danken damit für die Liebe, die uns erreicht hat. Diese Reihenfolge ist unumkehrbar. Wo wir das begreifen und ergreifen, bricht Freude aus. Denn über allem, was wir als Christen sind und unternehmen, liegt der Glanz des Geschenkten.

Wolfgang Trillhaas hält deutlich fest: „Der Glaube im eminenten Sinne des Heilsglaubens, des rettenden Glaubens, der Grund unseres Gottesverhältnisses ist, der kann nur von Gott selbst gewirkt werden. Er ist ... das Werk des Heiligen Geistes. Gott bedient sich unseres Wortes und unseres Dienstes, um andere dadurch zum Glauben zu rufen. Im innersten Bereich ist die Entstehung des Glaubens immer Begegnung mit Gott und darum Gottes eigene Tat“<sup>51</sup>.

<sup>48</sup> Cornelius F. A. Krummacher, GL 367,3; EG 407

<sup>49</sup> Michael Herbst, Mission im Plural, Herausforderungen für die Mission in der Postmoderne, Manuskript, S. 3

<sup>50</sup> Hans-Joachim Eckstein, Bibelarbeit zum Schwerpunktthema; in „Tolerant aus Glauben“. 4. Tagung der 10. Synode der EKD vom 6.-10.11.05 – Berlin, S. 14

<sup>51</sup> Wolfgang Trillhaas, Dogmatik, Berlin 1967<sup>2</sup>, S. 33f.



### 2.2.3. Die ermöglichte Antwort

„Wird das Evangelium verkündigt, dann wird immer zugleich zur Annahme des Evangeliums und damit zum Glauben an Jesus Christus gerufen. Das gilt, gleich auch in welcher Gestalt es das Heilshandeln Gottes dem Sünder zuspricht... Das Evangelium ruft jeden Menschen dazu auf, die Heilstat Gottes in Christus als für ihn geschehen und als Gottes gegenwärtiges Handeln an ihm anzunehmen“<sup>52</sup>.

Indem das Evangelium den Menschen erreicht, wird dieser dazu befreit, seine positive Antwort zu geben. Deshalb ist es nicht damit getan, die Botschaft zu proklamieren: „Gott liebt dich“. In einer sachgerechten evangelischen Verkündigung fügen wir betont hinzu: Du darfst und sollst zurücklieben. Gott wartet auf dich und deine Liebe. Erst dann kommt Gottes Liebe zu ihrem Ziel.

Die Antwort des Menschen fügt dem Heil nichts Neues hinzu, sondern sie reagiert darauf und ratifiziert dieses für das eigene Leben. „Was in der Person Jesu Christi bereits für alle Menschen wahr geworden ist, das will und soll im Leben jedes Menschen *Wirklichkeit* werden und muss deshalb aller Welt nahe gebracht werden“<sup>53</sup>.

## 2.3. Die Glut der Liebe

Wer glaubt, erlebt die Liebe Gottes als persönliches Lebenselement und Lebenselixier. „Gott ist die Liebe“ (1Joh 4,8). Was der erste Johannesbrief bezeugt, ist durchgängiges Wissen der Heiligen Schrift. Es entspricht der Erfahrung der Gemeinde: „Wir haben der Liebe geglaubt: So kann der Christ den Grundentscheid seines Lebens ausdrücken. Am Anfang des Christlichen steht nicht ein ethischer Entschluss oder eine große Idee, sondern die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt“<sup>54</sup>.

Die Liebe stellt dabei keine göttliche Eigenschaft neben anderen dar, sondern sie macht Gottes Wesen aus, seinen innersten Kern. Unser Gott ist durch und durch von Liebe erfüllt und bestimmt<sup>55</sup>.

Diese Liebe gilt der gesamten Welt (Joh 3,16). Sie bildet den Ausgangspunkt und das Vorzeichen für jeden Menschen. Sie steht nicht als Lohn am Ende des religiösen Müehens, sondern sie ist Vorgabe und Geschenk, ohne jede Bedingung. Sie ist durch nichts begrenzt.

- So bittet Jesus in der letzten Stunde für seine Feinde, die ihn ans Kreuz gebracht haben: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lk 23,34).
- Und der Terrorist, der neben ihm am Kreuz hängt, bekommt im letzten Moment ewige Gnade zugesprochen: „Heute wirst du mit mir im Paradies sein“ (Lk 23,43).

<sup>52</sup> Edmund Schlink, *Ökumenische Dogmatik*, Göttingen 1985<sup>2</sup>, S. 442

<sup>53</sup> Eberhard Jüngel, *Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle des 3. Jahrtausends*, in: *Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) 1999, idea-Dokumentation 18/99*, S. 27 (Hervorhebung dort)

<sup>54</sup> Papst Benedikt XVI., *Gott ist die Liebe*, Enzyklika, Rom 2006, S. 1

<sup>55</sup> Martin Luther: „Was ist nu das alles denn eitel brunst und ein glühender Backofen voller Liebe“ (Predigten des Jahres 1532, in: *WA, Weimar 1909, Band 36, S. 425*).

Gottes Liebe gilt selbst dem, der von Gott nichts hält und der Jesus verachtet. Sie richtet sich auch auf solche, die sie nach menschlichem Ermessen nicht verdient haben. Wir sehen Jesus ständig bei Menschen, die in Sünde gefallen sind und die versagt haben. Er bringt ihnen Gott als Freund und Vater. Damit eröffnet er ihnen neue Lebensperspektiven.

Wie außergewöhnlich die glutvolle Liebe unseres Gottes ist, zeigt ein kurzer Blick in die islamische Religiosität<sup>56</sup>. Dieser ist auch deshalb angezeigt, weil das Thema Islam unsere Gesellschaft weiter in Atem halten wird.

### Exkurs: Allahs und seine „Liebe“ im Islam

*Dass Gott in seinem Wesen Liebe sei, das können Muslime von Allah nicht behaupten. Zwar kommt das Wort gelegentlich im Koran vor, aber es spielt nur eine Nebenrolle<sup>57</sup> und macht keineswegs das Zentrum der koranischen Botschaft aus. Die Liebe Allahs bleibt auf fromme Muslime begrenzt: „Siehe, denjenigen, die da glauben und Gutes tun, denen wird der Erbarmer Liebe erweisen“ (Sure 19,96). Wer Allah in Bausch und Bogen als Liebe bezeichnet, lästert ihn: Denn Liebe würde bedeuten, Gefühle zu haben, die Nähe zum Menschen suchen, auf deren Bedürfnisse eingehen, sich schmiegsam zu verhalten. Doch dergleichen tut der göttlichen Hoheit und Würde Allahs Abbruch. Deshalb gibt es im Islam keine allumfassende Liebe Gottes.*

*Zwar wird im Koran häufig von Allah als dem „Erbarmer“ geredet. So besonders in Sure 1, die jeder fromme Muslim mehrmals täglich betet: „Lob sei Allah, dem Weltenherrn, dem Erbarmer, dem Barmherzigen“. Doch diese sprachliche Übereinstimmung darf nicht dazu verleiten, hier Deckungsgleiches zu vermuten. In der Bibel sind Gnade und Barmherzigkeit etwas, das den Herrn des Himmels und der Erde zutiefst bewegt und durchdringt. Es wühlt Gott immer wieder auf, wenn er seine Menschen wahrnimmt. Seine Liebe ist leidenschaftlich: voller Sehnsucht und Zorn, voller Glück und Schmerz. Die Bibel kennt keinen blutleeren, abstrakten und menschenfernen Gott. Es „jammert“ Jesus (Mt 9,36), wenn er die Menschen um sich herum wahrnimmt.*

*Im Islam hingegen spendet Allah sein Erbarmen als noble Geste, als Gnadenakt, gleichsam von oben herab. Es berührt Allah nicht. Zugleich bleibt sein Erbarmen beschränkt: „Seinen Feinden kommt Gott nicht entgegen, und die ihm keine Dankbarkeit erweisen, haben von ihm nichts zu erwarten als Zorn und Verurteilung. Er ‘liebt’ nicht Ungerechte, Ungläubige, Übertreter und die, die Böses tun“<sup>58</sup>. Vor Allah zählt das Wohlverhalten des makellos und tugendsam lebenden Muslims. Nur der kann mit seiner Gunst rechnen.*

<sup>56</sup> Siehe dazu auch Christoph Morgner, In religiösen Turbulenzen: die Geister prüfen – Farbe bekennen - besonnen handeln, Christliche Gemeinde und Staat in der religiösen Herausforderung; gnadau aktuell 10, Dillenburg 2003

<sup>57</sup> So wird der Begriff im „Register der wichtigsten Eigennamen und Begriffe“, das der Koran-Ausgabe in der Übersetzung von Max Henning angefügt ist, nicht einmal erwähnt.

<sup>58</sup> Fritz Goerling, Der Begriff der „Gnade Gottes“ in der Bibel und im Koran, in: Islam und christlicher Glaube - Islam and Christianity, Zeitschrift des Instituts der Lausanner Bewegung für Islam-Fragen, Wetzlar, 1/2001, S. 14

Im christlichen Glauben steht die Liebe Gottes im Zentrum. Die erlebte Liebe will zur gelebten Liebe werden und sich auch zwischenmenschlich auswirken. Sie stellt die wesentlichste Ausdrucksform des christlichen Glaubens dar. Sie zieht Kreise im Verhalten und wird zur entscheidenden Triebkraft: „Die Liebe Christi drängt uns“ (2Kor 5,14). Zugleich dient sie als Maßstab für das Verhalten: „Lasst uns lieben, denn Gott hat uns zuerst geliebt“ (1Joh 4,19). „Eure Güte lasst kund sein allen Menschen“, schärft der Apostel Paulus den Christen in Philippi ein (Phil 4,5). Diese Liebe bezieht ausdrücklich auch den Feind ein. Sie ist – wie die göttliche Liebe – unteilbar und unbegrenzt (Mt 18,21-35). „Die Liebe ist .. dadurch, daß Gott uns zuerst geliebt hat (1Joh 4,10), nicht mehr nur ein ‚Gebot‘, sondern Antwort auf das Geschenk des Geliebtwerdens, mit dem Gott uns entgegengeht.

In einer Welt, in der mit dem Namen Gottes bisweilen die Rache oder gar die Pflicht zu Hass und Gewalt verbunden wird, ist dies eine Botschaft von hoher Aktualität und ganz praktischer Bedeutung<sup>59</sup>. Nicht zuletzt auch deshalb hat christlicher Glaube von seinen Wurzeln her zum Thema Gewalt ein anderes Verhältnis als der Islam: „Im Islam gibt es keine generellen Berührungspunkte mit Krieg und Kampf. Der Dschihad in seiner frühesten oder ursprünglichen Bedeutung ist ein Kampf gegen die ‚Ungläubigen‘ zum Schutz des Islam sowie zur Ausdehnung oder aber auch nur zur Verteidigung seines Machtbereiches“<sup>60</sup>. Nüchtern konstatiert eine Zeitschrift: „Der historische Siegeszug des Islam ist ein Sieg durch Schwerter“<sup>61</sup>. Das geht auf die Wurzeln zurück: Mohammed war nicht nur ein Religionsstifter, sondern auch ein Feldherr. Anders Jesus, der unbegrenzte Nächsten- und Feindesliebe gebietet, und der sich für seine Botschaft hinrichten lässt.

Die christliche Gemeinde lebt von der Glut der Gottesliebe. Sie versteht sich jedoch nicht als deren Endverbraucher, sondern als „Zwischenhändler“. Die Liebe zum Nächsten, aber auch die Liebe der Christen untereinander lebt von der täglichen Erfahrung, in Jesus Christus von Gott geliebt zu sein: „Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesus offenbart“<sup>62</sup>.

Geliebt zu werden, und das ohne Einschränkungen und Vorbedingungen, gehört zu den beglückendsten Erfahrungen, die ein Mensch machen kann. Wer sich geliebt weiß, empfindet sein Leben als kostbar und sinnvoll. Was sich bereits in der Erfahrung zwischenmenschlicher Liebe positiv auswirkt, wird durch das Erleben der göttlichen Liebe unermesslich gesteigert. Denn diese Liebe begleitet und trägt verlässlich in allen Lebenslagen. Sie geht mit uns wie unser Schatten. Wir schütteln sie nicht ab. Von dieser Liebe müssen wir nie Abschied nehmen, denn sie überdauert selbst unseren Tod. So wird die göttliche Liebe zum wichtigsten Kontinuum zwischen unserem Leben hier und dem Leben in Gottes Ewigkeit.

<sup>59</sup> Papst Benedikt XVI., aaO S. 2

<sup>60</sup> Ursula Spuler-Stegemann, Gerechter Friede! Gerechter Krieg? in: Ernstfall Frieden, Biblisch-theologische Perspektiven, hg. von Marco Hofheinz und Georg Plasger, Wuppertal 2002, S. 78

<sup>61</sup> DER SPIEGEL, 6/2006, S. 98

<sup>62</sup> Gerhard Tersteegen, GL 274,1; EG: nur in einzelnen Regionalausgaben

## 2.4. Das Glück der Hoffnung

Wer die Liebe Gottes erlebt, die ihn zum Glauben an Jesus Christus befreit, gewinnt eine Lebensperspektive, die über alles Sichtbare hinausgeht. Er steht im „ewigen Leben“ (Joh 5,24), das kein Tod mehr zerstören kann. Deshalb ermutigt Paulus die Christen in Korinth, ihr Vertrauen nicht auf sich selbst zu setzen, „sondern auf Gott, der die Toten auferweckt“ (2Kor 1,9).

In einer vom Vergehen gezeichneten Welt, in der der Tod alles Leben in seinem ausweglosen Griff hat, bekennt die christliche Gemeinde: "Ich glaube an die Auferstehung der Toten und das ewige Leben"

### 2.4.1. Der Grundstein der Auferstehung

Den Grundstein solcher Hoffnung hat Gott am Ostermorgen gelegt. In der Auferstehung Jesu hat er eine neue Schöpfung aus der Taufe gehoben. Mit Ostern verhält es sich völlig anders als mit sonstigen Ereignissen der Geschichte. Die ruhen im Grab der Vergangenheit. Sie sind erledigt und abgehakt. Sie waren einmal. Die Schlacht im Teutoburger Wald beispielsweise hat im Jahr 9 n. Chr. die Gemüter der Germanen und Römer mächtig ins Wallen gebracht. Heute regt das keinen mehr auf. Die Sache zwischen den beiden Fronten ist längst ausgestanden. Das Ereignis hat seine Wirkung *gehabt*. Mittlerweile ist es nur noch für den Geschichtsunterricht relevant.

Anders die Auferstehung von Jesus: Was damals begonnen hat, wirkt bis heute weiter. Es überdauert die Zeiten. Was damals geschehen ist, schließt uns heute ein und begründet unsere Hoffnung. Denn was sich zu Ostern zugegetragen hat, blieb nicht auf Jesus beschränkt.

### 2.4.2. Die Inklusivität der Auferstehung

Die Auferstehung betrifft nicht nur Jesus, sondern zugleich alle, die „in Christus“ sind (u.a.2Kor 5,17). Weil Jesus auferstanden ist, wird Gott auch die, die zu Jesus gehören, in ein neues und ewiges Leben rufen. Was zu Ostern geschehen ist, schließt alle ein, die damals wie heute zu Jesus gehören. Sie ist ein inklusives Geschehen.

Paulus bezeichnet Jesus als den „Erstling“ (1Kor 15,20), der denen vorangeht, die zu ihm gehören. „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“ (Joh 14,19), verspricht Jesus seinen Jüngern. Deshalb gehört die Hoffnung zu den Grundpfeilern christlichen Glaubens. Wer an Jesus Christus glaubt, kann getrost nach vorn schauen. Auf ihn wartet der Himmel. Das Leben wird durch den Tod nicht ausgelöscht, sondern auf wundersame, göttliche Weise verwandelt (siehe 1Kor 15,35ff.)<sup>63</sup>. Paul Gerhardt weiß und singt: „Wo mein Haupt durch ist ganges, da nimmt er mich auch mit.. ich bin stets sein Gesell“<sup>64</sup>.

<sup>63</sup> Siehe dazu Christoph Morgner, Anhaltspunkte, Was im Leben wirklich trägt, Holzgerlingen 2004, Predigt zu 1. Korinther 15, 35 – 49, S. 114 - 124

<sup>64</sup> GL 105,6; EG 112

### 2.4.3. Die Perspektiven der Auferstehung

Die Zukunft, die wir als Christen haben, erweist sich als mächtige Lebenskraft. Uns gehen die Lichter niemals aus. Wir haben im auferstandenen Jesus Christus eine Hoffnung, die wir niemals begraben müssen. Zwar müssen wir, wie alle Geschöpfe, noch sterben. Doch der Tod ist für die, die sich an Jesus halten, niemals das Ende und Aus, sondern er wird zur Zwischenstation auf dem Weg zum Himmel. Ein Christ weiß: Ich werde erwartet.

Dieses Wissen macht jeden neuen Tag sinnvoll. Auch wenn es düstere Abschnitte gibt - es geht doch auf das Leben zu! Das erfüllt mit Freude und Zuversicht. Selbst wenn wir alt und gebrechlich werden, haben wir das Schönste noch vor uns.

„Die Christen wissen nicht nur, vielmehr sind sie sich gewiss, das heißt sie glauben, dass durch Jesus Christus das Heil wirklich gekommen, der Tod wirklich überwunden und ewiges Leben wirklich und verlässlich eröffnet ist. Und so strahlt für sie das ewige Leben sein Licht bereits in dieses Leben hinein, nicht bloß als Option für irgendwann einmal, sondern schon als Ereignis. Was sie in der Musik, in der Liebe, in der Kunst und den vielen anderen so genannten transzendentalen Erfahrungen ergreifend erleben, das ist nicht melancholische Erinnerung an ein für immer verlorenes Paradies und auch nicht schmerzliche Ahnung von etwas, für das man nicht bestimmt ist. Vielmehr können Christen in diesen Momenten höchsten leibhaftigen Glücks, die in jedem Leben immer nur vorübergehend sein können, das dauerhafte Glück vorkosten, das sie erwartet. Und das begründet christliche Lebensfreude und christliche Lebenslust“<sup>65</sup>.

In solcher Hoffnung werden wir nicht *auf* das Jenseits vertröstet, sondern wir werden *aus* dem Jenseits getröstet für die Aufgaben, die hier und heute anliegen. In der Christenheit waren seit jeher beide Elemente zusammen: Die Freude auf den Himmel und das Bewusstsein der Verantwortung für das, was auf Erden getan werden muss.

## 2.5. Allgemeine Folgen

Glauben an Jesus Christus hat nicht nur für den einzelnen Christen in jeder Hinsicht förderliche Auswirkungen, sondern auch für die Welt als Ganze. Dass der auferstandene Jesus Christus der Kyrios, der Herr über alles und alle ist, soll uns Christen ein gesundes Wertbewusstsein vermitteln. Darauf verweist Manfred Lütz: „Eine Nebenwirkung dieses Glaubens ist, dass mit einer solchen Stellung des Menschen im Kosmos auch die Angst vor allen anderen Mächten und Gewalten grundsätzlich gebrochen ist. ‚Mitarbeiter Gottes‘ nennt der größte theologische Lehrer des Mittelalters, Thomas von Aquin, den Menschen. Mutig erforscht man die Natur und nutzt sie und tapfer erstreitet man die Menschenrechte gegen wen auch immer. Die Kirche war keineswegs immer an der Spitze dieser Entwicklung. Sie hat vieles gefördert, manches auch eher gebremst und gehemmt. Jedenfalls ist auf dem Boden dieser den Menschen hoch achtenden Religion die moderne Entwicklung von

---

<sup>65</sup> M. Lütz, aaO, S. 259

Naturwissenschaft und Technik entstanden und in keinem anderen Kultur- und Religionsbereich“<sup>66</sup>.

Was Jesus Christus der Welt gebracht hat, wirkt sich auf allen Sektoren positiv aus. Deshalb haben wir als Christen über den persönlichen Glaubensbereich hinaus allen Grund, dankbar zu sein und es mit dem Apostel Paulus zu halten: „Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn“ (1Kor 1,31).

Diesem Herrn zu dienen, macht unser Leben reich. Hier erfüllt sich unser Dasein. Das Geschöpf Gottes ist dazu berufen, durch den Glauben Kind Gottes zu werden. Und als solches steht es dem Gott und Heiland zur Verfügung, der sein Leben in der Hand hält und der ihm Glauben abgewonnen hat. Gottes Mitarbeiter zu sein, ist deshalb das Größte und Schönste, was von uns Menschen gesagt werden kann.

Was können wir tun, um die positiven, förderlichen Elemente unseres Glaubens deutlicher zu unterstreichen?

### **3. Wir sind Gottes Mitarbeiter**

So versteht sich der Apostel Paulus, und so schreibt er es nach Korinth (1Kor 3,9<sup>67</sup>). Wohlgermerkt: *Gottes* Mitarbeiter. Also nicht zuerst Mitarbeiter der Gemeinde oder Mitarbeiter dieser oder jener Person. Gottes Mitarbeiter besagt: Gott arbeitet. Wir arbeiten lediglich mit. Gott ist es, der sein Reich bzw. seine Gemeinde baut (Mt 16,18). Bei diesem Werk will er uns als seine Gehilfen und Handlanger dabei haben.

Gottes Mitarbeiter zu sein, gibt uns als Geschöpfe und Kinder Gottes eine hohe, besondere Würde. Gott arbeitet in dieser Welt nicht an uns vorbei. Er setzt nicht auf himmlische Kräfte, sondern bleibt bei uns vergänglichen und fehlsamen Menschen.

Zugleich macht uns das Wissen bescheiden, Gottes Mitarbeiter zu sein. Wir sind nicht die überlegenen Gestalter, die aus eigenen Mitteln die Sache Gottes vorantreiben können. Wir sind nicht in der Lage, bei unseren Zeitgenossen Glauben auszulösen und ihnen die Kräfte für ein christliches Leben zu vermitteln. Vielmehr setzen wir darauf, dass Gott unseren begrenzten und anfechtbaren Dienst dennoch beglaubigt. Wir dienen Gott lediglich als Instrumente.

Bevor einige Sektoren unseres Dienstes beleuchtet werden, soll sich die Aufmerksamkeit auf die Freude richten, die uns durch das Mitarbeiten bei Gott zuteil wird.

---

<sup>66</sup> M. Lütz, aaO, S. 121

<sup>67</sup> Der Begriff „Mitarbeiter Gottes“ findet sich nur hier, aber in ähnlichem Sinnzusammenhang auch in Kol 4,11 und 3Joh 8. Ansonsten bezieht sich der Mitarbeiterbegriff auf Christen, die im Umfeld des Apostels Paulus den Gemeinden dienen (so u.a. Röm 16,3.9.21.).

### 3.1. Die Freude des Dienstes

„Dient dem HERRN mit Freuden“ (Ps 100,2). Immer wieder wird uns sowohl im Alten als auch im Neuen Testament der Zusammenhang von Dienen und Freuen vermittelt. Weil wir im Engagement für Gott zu uns selber finden und obendrein nicht die Gesamtverantwortung tragen – die liegt bei Gott -, steht unser Mitarbeiten bei Gott nicht unter dem Druck von Erfolgen. Zudem kommen uns die dafür erforderlichen Kräfte im richtigen Augenblick zu.

Eine kleine Szene am Anfang der Wirksamkeit von Jesus ist für diese entspannte und gelassene Haltung kennzeichnend. Jesus beruft seine Jünger vor allem, „damit sie bei ihm sein sollten“ (Mk 3,14). Also einfach so, um Jesus herum, mit Jesus quer durchs Land. Jünger sind Leute, die sich in der Nähe von Jesus aufhalten. Je dichter, desto besser. Erst aus dieser Begegnung mit Jesus erwächst das Engagement: Jesus sendet sie aus „zu predigen“ und rüstet sie mit der erforderlichen „Vollmacht“ aus, „die bösen Geister auszutreiben“ (Mk 3,14f).

Am Anfang des Mitarbeitens bei Gott steht also nicht die Aufgabe, sondern die Gabe. „Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, der auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen sein“ (Apg 1,8).

Das ist auch rein menschlich betrachtet das Beste, was uns passieren kann, denn indem wir bei Gott mitarbeiten, entfaltet sich unser geschöpft angelegtes Potential. Dafür hat Gott uns mit Gaben aller Art bestückt. Hier finden wir wahrhaft zu uns selbst. Dafür sind wir geboren.

Deshalb muss das Verweigern des Mitarbeitens bei Gott als Sünde begriffen werden. Leider wird „Sünde“ meist als moralischer Fehltritt verstanden. Aber Sünde heißt vor allem: Ich verweigere mich Gott. Ich lebe nicht für ihn, sondern für mich (siehe dazu 2Kor 5,15). Sünde ist in ihrem Kern Lebens- und damit auch Arbeitsverweigerung. Martin Luther bringt das messerscharf auf den Punkt: „Was nicht im Dienst steht, steht im Raub“.

Deshalb können wir uns in der Gemeinschaftsbewegung nicht mit einer Mitgliedschaft zufriedengeben, die distanziert ausfällt und die sich damit begnügt, aus der Ferne das kirchliche Leben zu beobachten (wenn überhaupt) und die betreffenden Dienste lediglich dann und wann in Anspruch zu nehmen.

Wer Glieder der Gemeinde in diesem Zustand belässt bzw. sie darin gar bestärkt, tut ihnen letztlich nichts Gutes, denn er enthält ihnen die Chance eines persönlichen Glaubens und die Freude an der Mitarbeit bei Gott vor.

### 3.2. Das Allgemeine Priestertum

Wir hören es in unserer Kirche von allen Seiten: Eine Kirche der Zukunft kann keine Pfarrerkirche mehr sein. Wer soll das bezahlen? Finanzielle Ressourcen sind erschöpft. Aktuelle Einnahmen bröckeln aus verschiedenen Gründen langsam ab. Der Staat verschiebt seine Einnahmen zunehmend von der gehalts- zur verbrauchsorientierten Steuer. Was wirtschaftspolitisch sinnvoll erscheint, erweist sich für die Kirchen als bittere Hypothek, da die Kirchensteuer lohnabhängig konzipiert ist.

Die Folgen liegen auf der Hand: Es lassen sich künftig nicht mehr alle Pfarrstellen in wünschenswerter Dichte besetzen. Die weißen Flächen in der kirchlichen Landschaft werden größer. Das Netz flächendeckender parochialer Versorgung weist erste Risse auf. Diese werden sich aller Voraussicht nach vergrößern.

Nachdem sich die Stellen vieler Hauptamtlicher nicht mehr finanzieren lassen, stimmt man laut und lauter das hohe Lied vom Ehrenamt an. Die Kompetenz der ehrenamtlich Mitarbeitenden wird gerühmt. Theologisch Kundige bringen das Priestertum aller Glaubenden ins Spiel. Zu der Einsicht, dass es in der Gemeinde ohne Ehrenamtliche nicht geht, nötigen gegenwärtig leider weniger geistlich-theologische Erkenntnisse, sondern vielmehr die finanzielle Situation. Die wachsende Wertschätzung Ehrenamtlicher wird weniger von geistlichen Einsichten getragen, sondern sie ist von pekuniären Einbußen ausgelöst.

Nun sollten wir uns als Gemeinschaftsbewegung gegenüber einer solchen Entwicklung erhaben dünken. Zum einen sind wir nicht von der Kirchensteuer abhängig, sondern leben von den freiwilligen Spenden und Beiträgen unserer Mitglieder und Freunde. Das tut uns gut. Das gibt uns Zukunft. Gravierende Abbrüche haben wir kaum zu beklagen. Zum anderen sind wir bewusst als Laienbewegung angetreten. Seit jeher gehört der Dienst der Ehrenamtlichen konstitutiv zu unserer Arbeit. Aber was ist daraus geworden? Oft haben wir das vergessen. Manche unserer Gemeinschaften haben sich zu Predigergemeinschaften entwickelt. Dass sich unter uns eine gewisse Klerikalisierung vollzogen hat, ist schwerlich von der Hand zu weisen.

Das Ergebnis: Mit dem Hauptamtlichen steht und fällt die inhaltliche Arbeit. Fällt der Prediger aus, geht es der Gemeinschaft schlecht. Das besondere Pfund der Gemeinschaftsbewegung, zahlreiche qualifizierte ehrenamtliche Verkündiger in ihren Reihen zu haben, droht in Vergessenheit zu geraten. „Der Hauptamtliche wird's schon richten. Schließlich wird er von uns dafür bezahlt“, scheint man vielerorts als stillschweigende Devise ausgegeben zu haben. Doch wenn man erst im Notfall auf den Dienst Ehrenamtlicher zurückkommt, missachtet man diejenigen, die sich über ihre sonstigen Tätigkeiten in Beruf und Haus in der Gemeinde einbringen. Das ist für die betreffenden Personen demütigend und für die Verantwortlichen theologisch wie menschlich beschämend.

Doch diese Not kann zur Tugend werden, denn „die wichtigste und zugleich bisher am wenigsten eingelöste ekklesiologische Erkenntnis der Reformation ist der Gedanke vom Priestertum aller Gläubigen“<sup>68</sup>. Dieses gehört „von Anfang an“ zu den „Wesensbestimmungen der christlichen Gemeinde“<sup>69</sup>. Hier erweist sich der Blick zurück als wegweisend für morgen.

Wie steht es mit dem Trend zur Predigergemeinschaft  
in Ihrem Landesverband?

<sup>68</sup> Eberhard Winkler, *Gemeinde zwischen Volkskirche und Diaspora*, Neukirchen-Vluyn 1998, S. 30

<sup>69</sup> Michael Herbst, *Gemeindeaufbau*, S. 339



### 3.2.1. Neutestamentliche Einsichten

Um einer lediglich pragmatisch orientierten Akzeptanz zu wehren, soll nachfolgend kurz das theologisch Wesentliche zum Allgemeinen Priestertum der Glaubenden festgehalten und den aktuellen Überlegungen vorgeschaltet werden.

Die Berichte aus dem Neuen Testament zeigen uns Beteiligungsgemeinden, zu deren Gestaltung alle Christen beitragen (siehe u.a. 1Kor 14,26). Diesem Vorbild sehen wir uns seit jeher in der Gemeinschaftsbewegung verpflichtet. Jeder Christ soll die Möglichkeit haben, sich entsprechend seiner „charismata“<sup>70</sup> ins Gemeindeleben einzubringen und seine Fähigkeiten „zum Nutzen aller“ (1Kor 12,7) dienstbar zu machen.

Wir halten das Priestertum aller Glaubenden hoch, von dem das Neue Testament spricht (1Petr 2,5.9). Martin Luther hat diese biblische Wahrheit neu ans Licht gehoben und sie gegen die katholische Lehre vom Weihepriestertum in Stellung gebracht. Im Neuen Testament wird die gesamte Gemeinde, und nicht nur einzelne Personen in ihr, als Priesterschaft verstanden. Alle Getauften haben Anteil an der Gnade und ihren Gaben. Diese sollen dazu eingesetzt werden, das Evangelium von Jesus Christus durch Wort und Tat zu bezeugen. Im Dienst der Gemeinde setzt sich somit das Werk Christi fort. Was Jesus Christus zu Lebzeiten getan hat, hat er seinen Jüngern aufgetragen: die frohe Botschaft verkündigen, vor Gott füreinander eintreten, Fürbitte halten, den Nächsten und den Feind lieben, das eigene Leben in den Dienst für Gott stellen. Somit ergibt sich aus der Priesterschaft Jesu Christi und aus der inneren Verbindung der Christen mit ihrem Herrn das Allgemeine Priestertum der Glaubenden.

Dazu ist der Christ zunächst durch seine Taufe qualifiziert, die den Grundstein für das Allgemeine Priestertum legt. Doch erst der Glaube eignet sich die Gabe der Taufe an und kann daraufhin dieses Amt recht ausüben.

Das Praktizieren des Allgemeinen Priestertums führt dazu, daß Hierarchien mit ihrem Standesdenken - oftmals verbunden mit Standesdünkel - konsequent abgeschmolzen werden. Zwar gibt es im Raum der Gemeinde eine abgestufte Verantwortung, keinesfalls aber die Herrschaft der einen über die anderen. Alle Christen befinden sich geistlich auf derselben Stufe.

Wie sich das Allgemeine Priestertum auf Leben und Dienst auswirkt, soll nachfolgend erhoben werden.

### 3.2.2. Einzelne Aspekte des Priestertums

Harald Goertz erhebt in seiner Untersuchung<sup>71</sup> drei Funktionen des Allgemeinen Priestertums. Diese erweisen sich nach wie vor als unentbehrlich für den aktuellen Dienst in der christlichen Gemeinde:

---

<sup>70</sup> Gnadengaben

<sup>71</sup> Harald Goertz, Allgemeines Priestertum und ordiniertes Amt bei Luther, Marburger theologische Studien 46, Marburg 1997, S. 93ff; weitere Literatur zum Thema dort. Die drei Aspekte werden hier nur insoweit entfaltet, als das für unseren Zusammenhang erforderlich ist.

### 3.2.2.1. Doxologischer Aspekt (Würde)

Hierin kommt die Würde zum Ausdruck, die Gott seiner Gemeinde und ihren einzelnen Gliedern beilegt<sup>72</sup>. Luther greift im Anschluss an das Neue Testament die Priestermetapher auf, „um mit ihr die ganze Herrlichkeit, Würde und Erhabenheit zu umschreiben, die die Existenz eines jeden Christenmenschen auszeichnet“<sup>73</sup>. Luther rühmt den herrlichen Schmuck und die prachtvollen Kleidung des Priesters im Gottesdienst.

Im doxologischen Aspekt steht die „Absicht im Vordergrund, das Sein der Gläubigen in Christus zu rühmen“<sup>74</sup>. Damit wird der Gnaden- und Geschenkcharakter des Christseins unterstrichen. Beten zu dürfen, sich von Gott umsorgt zu wissen, sich in der Gemeinde zu Hause zu fühlen und sich mit seinen Gaben einzubringen - alles das führt beim einzelnen Christen, aber auch darüber hinaus bei einer gesamten Gemeinde zu einem gesunden Wertbewußtsein und zu einem dankbaren Lebensstil.

Die Wertschätzung des Christseins mündet in den paränetischen Aspekt ein.

### 3.2.2.2. Paränetischer Aspekt (Amt)

Programmatisch führt Martin Luther aus, daß das Priestertum der Christen auf Jesus Christus selbst zurückgeht, denn dieser ist „der hohe und oberste Priester, von Gott selbst gesalbt, Er hat auch seinen eigenen Leib geopfert für uns, welches das höchste Priesteramt ist. Danach hat er am Kreuz für uns gebeten. Zum dritten hat er auch das Evangelium verkündigt und alle Menschen gelehrt, Gott und sich selbst zu erkennen. *Diese drei Ämter hat er auch uns allen gegeben.* Weil er Priester ist und wir seine Brüder sind, so haben alle Christen Macht und Befehl, dass sie predigen und vor Gott treten, dass einer für den anderen bitte und dass er sich selbst Gott opfere“<sup>75</sup>. Demzufolge sind das Selbstopfer der Christen (siehe dazu auch Röm 12,2), Fürbitte und Verkündigung konstitutive Merkmale des Priestertums aller Gläubenden.

Worin äußert sich der paränetische Aspekt des Allgemeinen Priestertums?

- Er äußert sich zunächst im *Glaubensgehorsam* des Christen, „sich nämlich in seinem ganzen Personsein im Glauben, Denken und Handeln freudig dem Willen Gottes zu unterstellen“<sup>76</sup>.
- Es äußert sich auch darin, dass sich der Christ vertrauensvoll Gott nähert, um sich dabei dem Willen Gottes zu öffnen. Was im Alten Testament lediglich einem besonderen Stand vorbehalten war, ist durch das Christusgeschehen jedem Menschen gleichermaßen möglich. Hierbei handelt es sich jedoch nicht um „ein zugesprochenes Privileg, auf das im Bedarfsfall

<sup>72</sup> „'Ein Priester sein' ist bei Luther eine metaphorische Umschreibung für ‚ein Christ sein‘... Wer ein Christ geworden ist, ist bereits ein ‚Priester‘; gerade hier liegt ja die Pointe der These vom Allgemeinen Priestertum der Christen“ (ebd, S. 99).

<sup>73</sup> ebd, S. 93

<sup>74</sup> ebd, S. 93

<sup>75</sup> M. Luther, Epistel S. Petri gepredigt und ausgelegt, Erste Bearbeitung 1523, WA 12, S. 307f (Hervorhebung von Ch.M.).

<sup>76</sup> H. Goertz, aaO, S. 113

zurückgegriffen werden kann“, sondern um „das *eine* Glaubensgeschehen, das sich in der individuellen Gottesbeziehung ereignet“<sup>77</sup>.

- Es äußert sich zugleich im „*gegenseitigen Lehren, Hören und Bekennen*“ der Christen, in dem sich „ein gemeinsames Lobopfer zur Ehre Gottes“<sup>78</sup> vollzieht. Zwar scheidet wegen des einmaligen und umfassenden Opfers Jesu Christi jeder christliche Opferdienst aus, der sühnenden Charakter hat, aber neben dem Lobopfer steht das Selbstopfer der Christen, die sich im Glauben vollständig Gott überlassen.
- Es äußert sich auch darin, dass im priesterlichen Christenleben das *Eintreten für das Heil des Nächsten* einen wichtigen Platz einnimmt. Der Christ setzt sich für andere Menschen ein, um ihnen die Jesusbotschaft nahezubringen, damit sie die Freude des Glaubens erfahren. Deshalb besteht der angemessene Dienst, „den ein Priester tun soll“, darin „dass er die Leute zu Gott bringe“<sup>79</sup>, um ihnen das Heil zuteil werden zu lassen, von dem er als Christ selber lebt.
- Es äußert sich auch in der *Fürbitte*, mit der der Christ für seine Nächsten vor Gott eintritt<sup>80</sup>.
- Es äußert sich auch als priesterlicher *Predigt*, denn das Evangelium gelangt durch Wort und Sakrament zum Sünder, um bei ihm den Glauben an das zugesprochene Heil auszulösen. Die rettende Botschaft kommt „nicht direkt ‘vom Himmel’, sondern ist darauf angewiesen, *bezeugt* zu werden“<sup>81</sup>. „Gott ermahnt durch uns“, schreibt Paulus (2Kor 5,20). Der Christ als Priester des Neuen Bundes gibt das Evangelium von Jesus Christus weiter.

In allen Äußerungen des paränetischen Aspektes muss das Missverständnis abgewehrt werden, als brauchten Menschen in ihrem Verhältnis zu Gott einen mitmenschlichen Vermittler, der anstelle des alttestamentlichen Priesters und des Mittlers Jesus Christus (1Tim 2,5) das Verhältnis zu Gott regelt. Vielmehr macht Jesus Christus „als ‘Hoherpriester’ jede weitere priesterliche Vermittlung zwischen Gott und Volk unnötig“<sup>82</sup>. Deshalb bedarf es keiner heilwirkenden menschlichen Zwischeninstanz mehr. Das steht gegen alle katholischen Elemente, denen zufolge das Weihepriesteramt eine Mittlerstellung zwischen dem Gläubigen und dem Himmel einnimmt.

### 3.2.2.3. Polemischer Aspekt (Gleichheit)

Martin Luther arbeitet an der kirchlich-theologischen Front seiner Zeit „polemisch die fundamentale Gleichheit aller Christen heraus“<sup>83</sup>. Vehement bestreitet er „den qualitativen Unterschied zwischen einem geistlichen und einem weltlichen Stand“<sup>84</sup>: Das neutestamentliche Priestertum besteht „in einer

<sup>77</sup> ebd, S. 118 (Hervorhebung dort)

<sup>78</sup> ebd, S. 132

<sup>79</sup> M. Luther, 5. Predigt über den 110. Psalm, 1535, WA 41, S. 185

<sup>80</sup> Siehe das bereits genannte Lutherzitat aus WA 12, S. 307f.

<sup>81</sup> H. Goertz, aaO, S. 138

<sup>82</sup> ebd, S. 98

<sup>83</sup> M. Herbst, Gemeindeaufbau, S. 339

<sup>84</sup> H. Goertz, aaO, S. 339

.. nunmehr für *alle* ermöglichten Gottesbeziehung; sie stellt also nicht mehr die zu verwirklichende *Aufgabe*, sondern das in Christus verwirklichte entscheidende *Merkmal* des neuen Priestertums dar<sup>85</sup>.

Der polemische Aspekt des Allgemeinen Priestertums wurzelt in der Mitte des Evangeliums. Die Differenz zwischen den „Laien“ und einem besonderen geistlichen Stand ist zugunsten des letzteren, in dem sich alle Christen durch Taufe und Glauben befinden, aufgehoben.

Die Gleichheit aller Christen bezieht sich nicht nur auf den gemeinsamen Ausgangspunkt, sondern auch auf die gemeinsame Amtsvollmacht, die sich im Amt der Sündenvergebung<sup>86</sup> und in der Kompetenz des Lehrurteils äußert. Sowohl aus der prinzipiellen Gleichheit vor Gott als auch aus dem gemeinsamen Glaubenserleben ergibt sich die prinzipielle theologische Einsichtsfähigkeit aller Christen.

### 3.2.3. Pietistische Einsichten

Hier soll zunächst auf Philipp Jacob Spener zurückgegriffen werden, der im 17. Jahrhundert als „Vater des Pietismus“ die Weichen für das Praktizieren des Allgemeinen Priestertums neu gestellt hat<sup>87</sup>.

#### 3.2.3.1. Philipp Jakob Spener

Aus den praktischen Erfahrungen mit den *collegia pietatis* und aus der intensiven Beschäftigung mit Martin Luther<sup>88</sup> rückt bei Spener die Lehre vom Allgemeinen Priestertum verstärkt ins Blickfeld. Was er an geistlichen Einsichten und theologischer Kompetenz bei den Teilnehmern seines *collegium pietatis* in Frankfurt erlebt, verknüpft sich ihm mit den Berichten aus der Urkirche. Spener erkennt, „wie stattlich erwiesen sei, dass allen Christen insgesamt ohne Unterschied alle geistlichen Ämter zustehen, obwohl deren ordentliche und öffentliche Verrichtung den dazu bestellten Dienern befohlen ist“<sup>89</sup>. Doch im Notfall und in Situationen, die nicht öffentlich sind (z.B. im eigenen Haus), kann jeder Christ geistliche Dienste versehen. Zum geistlichen

<sup>85</sup> ebd, S. 103 (kursiv dort). Wenn Luther „daher in *polemischer* Absicht von einem neuen ‘Priestertum’ der Christen spricht, so liegt stets ein starker Akzent auf dessen *Allgemeinheit*, und zwar dessen *exklusiver* Allgemeinheit, durch die die mögliche Existenz eines ‘besonderen’ Priestertums definitiv *ausgeschlossen* ist. Für Luther kann es in der Kirche nur das *eine* ‘Priestertum’ *aller* Christen unter ihrem ‘Hohenpriester’ Christus geben“ (ebd, S. 144; Hervorhebung dort).

<sup>86</sup> „Gerade von diesem Rechtsprivileg sagt Luther nun immer wieder, daß es nicht allein den geweihten Amtsträgern, sondern der ganzen Gemeinde der Gläubigen zukommt, und ermuntert dazu, sich in gegenseitiger geistlicher Fürsorge die Sünden zu bekennen und vergeben zu lassen“ (H. Goertz, aaO, S. 160).

<sup>87</sup> Siehe dazu auch Klaus vom Orde, Philipp Jakob Speners „*Pia desideria*“, in: theologische beiträge 05/6; Christoph Morgner, Philipp Jakob Spener und sein Reformprogramm, in: theologische beiträge 05/6

<sup>88</sup> „Niemand wird sein, der etwas fleißig in Luthers Schriften gelesen hat, der nicht beobachtet haben sollte, mit welchem Ernst der selige Mann solches geistliche Priestertum getrieben hat“ (Philipp Jakob Spener, Umkehr in die Zukunft, Reformprogramm des Pietismus: *pia desideria*, hg von Erich Beyreuther, Gießen 1983, S. 59).

<sup>89</sup> ebd, S. 59

Priestertum sind Christen „nicht nur befugt, sondern wollen sie wirklich Christen sein, auch verpflichtet“<sup>90</sup>.

Spener wirft dem Papsttum u.a. vor, diese biblischen Tatsachen verschwiegen zu haben, um das „angemaßte Monopol“<sup>91</sup> des Klerus zu sanktionieren. Das hat – bis in die Kirche der Reformation hinein – die „Laien ... träge gemacht. Daraus ist eine schreckliche Unwissenheit und aus derselben wildes Wesen entstanden“<sup>92</sup>. Die geistlichen Verpflichtungen, vor allem gegenüber seinen Hausgenossen, wie lehren, trösten, strafen, ermahnen „und für ihre Seligkeit nach Möglichkeit .. sorgen“<sup>93</sup>, wurden als etwas angesehen, das den normalen Christen nichts angehe. Man meinte, man „würde dem Pfarrer in sein Amt greifen, wenn sie damit umgingen“<sup>94</sup>.

Vom dringlichen Neubeleben des geistlichen Priestertums aller Glaubenden erwartet Spener drei Effekte mit abgestuftem Gewicht:

- *Erbauung und Aktivierung der einzelnen Christen*, so wie es im Neuen Testament vorgezeichnet und durch seine eigene Erfahrung bestätigt worden ist. Das geistliche Priestertum stellt Gottes gute Ordnung für seine Gemeinde dar.
- *Belebung der Gemeinde*. Würde das allgemeine Priestertum „praktiziert und nicht allein den Pfarrern überlassen, könnte sich die gegenseitige Erbauung multiplizieren“<sup>95</sup>. Damit würde das geistliche Leben in der Gemeinde erheblich gefördert.
- *Entlastung der Pfarrer*. Mit dem geistlichen Priestertum wird das herkömmliche Pfarramt keineswegs in seiner Bedeutung gemindert, sondern vielmehr gestärkt, weil es nach Speners Meinung „zu schwach und ein Mann nicht genug ist“<sup>96</sup>. Kein Pfarrer kann allein „bei so vielen, die seiner Seelsorge anvertraut sind, das ausrichten, was zur Erbauung nötig ist“<sup>97</sup>. Das Ausüben des geistlichen Priestertums verringert die Last, die auf dem Pfarrer liegt.

„Den Laien wird dabei auch das Recht der Kritik an den Pfarrern zugestanden“<sup>98</sup>. Allerdings versteht Spener den Pfarrer auch als Gegenüber – als den „Direktor“ und „ältesten Bruder“ seiner Mitarbeiter<sup>99</sup>.

Vom Wiederbeleben des geistlichen Priestertums erwartet Spener, daß dadurch „die Kirche merklich gebessert werden“<sup>100</sup> könnte. Erich Beyreuther beschreibt die geistliche aktivierende Atmosphäre, die sich von Frankfurt aus in der Evangelischen Kirche in Deutschland ausgebreitet hat, wobei sein Blick über Spener hinausgeht: „Es lohnt sich der Einsatz. Das wirkte sich nach den verschiedenen Richtungen positiv aus. Es wurde ein Aktivismus im Protestantismus, auf Deutschland gesehen, wach wie in den Tagen der Reformation, ein neues Beginnen, das langsam die reine Pastorenkirche zu

<sup>90</sup> ebd, S. 60

<sup>91</sup> ebd, S. 60

<sup>92</sup> ebd, S. 60

<sup>93</sup> ebd, S. 60

<sup>94</sup> ebd, S. 61

<sup>95</sup> Martin Brecht, Philipp Jakob Spener, sein Programm und seine Auswirkungen, in: Geschichte des Pietismus, Band 1, Göttingen 1993, S. 297

<sup>96</sup> Ph. J. Spener, aaO, S. 61

<sup>97</sup> ebd, S. 61

<sup>98</sup> M. Brecht, aaO, S. 297f.

<sup>99</sup> Ph. J. Spener, aaO, S. 61

<sup>100</sup> ebd, S. 61

verwandeln begann. Es sammelten sich jetzt vielerorts Männer und Frauen, vorwiegend aber Jugend, die nun ‚das allgemeine Priestertum aller Gläubigen‘ zu praktizieren versuchten. Die Werke der Äußeren Mission, der Judenmission, der freien Liebesarbeit begannen im Protestantismus zeichnerhaft einzusetzen. Selbst der Adel blieb nicht unberührt, sondern übernahm oft mit den Geistlichen die Führung in dieser Aktivierung des Protestantismus“<sup>101</sup>.

Was Spener an Elementen aus dem Neuen Testament und aus der Theologie Martin Luthers aufgreift, blieb für die weitere Entwicklung des Pietismus kennzeichnend.

### 3.2.3.2. Aloys Henhöfer und Ludwig Hofacker

Der katholische Priester Aloys Henhöfer, der im Zentrum der Erweckungsbewegung im badischen Raum stand, „gab dem Laien Raum zu einer Wirksamkeit, die deutlich über das hinausging, was an Laienaktivität in der Kirche üblich war“<sup>102</sup>. Das Priestertum aller Glaubenden wird selbstverständlich praktiziert. In Henhöfers Gemeinde werden durch Laien geleitete Erbauungsversammlungen selbstverständlich. Dabei wird die Qualifikation der leitenden Mitarbeiter besonders gefördert. Henhöfer „organisierte .. Vorbereitungszusammenkünfte im Pfarrhaus, zu denen er in der Regel wöchentlich die sieben bis acht ‚Stundenhalter‘ seiner beiden Gemeinden einlud. Mit ihnen ging er ein Kapitel der Bibel durch, erläuterte ihnen den Text und vergewisserte sich des rechten Verständnisses. Wie Henhöfer betonte, konnte er auf diese Weise den Inhalt der ‚Stunde‘ bestimmen und so ihre Verbindung zur Kirche sicherstellen“<sup>103</sup>.

Zum praktischen Umsetzen des Priestertums aller Glaubenden diente auch die Verbreitung der Bibel in den jeweiligen Orten. „Henhöfer begann 1819, seine Gemeinde und auf Verlangen auch Auswärtige mit Neuen Testamenten auszustatten und das Bibellesen in den Häusern zu fördern“<sup>104</sup>. Er tat das gegen die kirchliche (katholische!) Vorschrift. Die Bibel in der Hand der Gemeindeglieder machte diese mündig und lehrte sie, eigenständig das Gehörte zu prüfen und zu vertiefen.

Ähnlich hielt es Ludwig Hofacker: „Er wollte das geistliche Leben der Gemeinschaften biblisch, evangeliumsgemäß auffrischen. Dazu lud er die ‚Stundenhalter‘ zusammen mit übrigen Männern aus der Gemeinde alle drei Wochen zu sich ins Pfarrhaus ein, um mit ihnen eine besondere Bibelstunde zu halten“<sup>105</sup>.

Reinhard Frische konstatiert: „Erweckung macht Liebe zu Gott lebendig und mobilisiert für die göttlichen Aufträge ... Wer erweckt ist, gewinnt Eifer und

<sup>101</sup> Erich Beyreuther, Geschichte des Pietismus, Stuttgart 1978, S. 99

<sup>102</sup> Eckhard Hagedorn, Erweckung und Konversion, Der Weg des katholischen Priesters Aloys Henhöfer (1789-1862) in die evangelische Kirche, Gießen / Basel 1993, S. 147

<sup>103</sup> Ulrich Gäbler, der hier auf Frommel zurückgreift; Auferstehungszeit, Erweckungsprediger des 19. Jahrhunderts, München 1991, S. 134, Ähnlich Hofacker, siehe Rolf Scheffbuch, Ludwig Hofacker: der Mann, die Wirkung, die Bewegung, Neuhausen-Stuttgart 1988, S. 47

<sup>104</sup> E. Hagedorn, aaO, S. 140

<sup>105</sup> R. Scheffbuch, aaO, S. 47

Ausdauer für Gottes Sache“<sup>106</sup>. Deshalb werden im 19. Jahrhundert die durch die politischen Umbrüche entstandenen Freiheiten umgehend genutzt, um sich in neu gegründeten Vereinen zu versammeln. Die Ziele sind unterschiedlich: wechselseitige Erbauung, Übernahme geistlicher Verantwortung für die Mission, diakonische Tätigkeit, zielorientierte Gruppenarbeit (u.a. CVJM) etc. Auch die musikalische Arbeit in Posaunen- und Vokalchören blüht auf. Die neuen Gruppierungen bieten den erweckten Christen, vor allem den sogenannten Laien, reiche Betätigungsfelder.

Werden die Schätze pietistischer Einsichten in Ihrem Bereich aufgegriffen?  
Was tun Sie dafür?

### 3.2.3.3. Entwicklung in der Gemeinschaftsbewegung

Das Praktizieren des Allgemeinen Priestertums war von den Anfängen an für die Gemeinschaftsbewegung typisch. Bereits auf der ersten Gnadauer Konferenz (1888) wurde das ausgiebig thematisiert<sup>107</sup>.

Die Front war deutlich: Seitens der Evangelischen Kirche hatte man nichts dagegen einzuwenden, dass sich Laien im Bereich diakonischer und sozialer Gemeindeaktivitäten engagierten. Aber die Widerstände großer Teile der Kirche waren erheblich, deren Wirkungsbereich auch auf das Verkündigen auszuweiten. Das, so die vorherrschende Meinung, sei allein den ordinierten Pfarrern vorbehalten.

Gegen dieses Monopol wurde auf der ersten Gnadauer Konferenz energisch, gerüttelt, weil man das Neue Testament auf seiner Seite wusste. Dabei wurde der besondere Auftrag der ordinierten Pfarrer durchaus anerkannt, aber ihnen Brüder an die Seite zu stellen, die ihren Dienst unterstützen und ergänzten, war fraglose Überzeugung, die durch die geistlich-missionarischen Herausforderungen gestützt wurde.

In den Folgejahren wurden im Raum der Gemeinschaftsbewegung mehr und mehr hauptamtliche Verkündiger eingestellt. Diese erhielten eine seminaristische theologische Ausbildung und wurden abschließend eingesegnet bzw. ordiniert. Mittlerweile steht sie in den meisten Fällen dem universitären Theologiestudium nur wenig nach. Insofern stellt sich heute zunehmend die Frage nach der Kompatibilität der Dienstaufgaben zwischen Pfarrer und Prediger, zumal zahlreiche Vereinbarungen zwischen den Landeskirchen und unseren Landesverbänden die pastoralen Aufgaben der Prediger ermöglichen und unterstreichen.

Die Frage, wie sich eine hauptamtliche, theologisch qualifizierte Predigerschaft mit dem Charakter einer Bewegung verträgt, die sich seit jeher als Laienbewegung verstanden hat, hat sich mittlerweile nach innen verlagert und ist längst nicht ausdiskutiert.

<sup>106</sup> Reinhard Frische, Erwecktes Leben - Leben mit dem Geist, Thesenpapier, Manuskript

<sup>107</sup> Dokumentiert bei Johann Georg Pfeleiderer, Gnadauer Pfingstkonferenz 1888, Neubearbeitung: Johannes Dreßler, Berlin 1987

### 3.2.4. Allgemeines Priestertum und Amt

Weil alle Christen priesterliche Funktionen ausüben, müssen die Dienste innerhalb von Kirche und Gemeinde geordnet sein: „Wir haben alle Gewalt zu predigen, aber wir sollen den nicht alle gebrauchen. Wenn wir alle würden predigen, so würde es gleich werden, als wenn die Weiber zum Markt gehen, so will keine der andern zuhören und wollen alle reden“<sup>108</sup>. Nicht jedes Amt schickt sich für jeden. Begabungen und Berufungen sind unterschiedlich. Obwohl jeder Christ Priester ist, liegt doch auf der Hand, daß es sich doch „nicht für einen jeglichen ziemt, solch ein Amt auszuüben“<sup>109</sup>, d.h. Pfarrer, Bischof oder Papst zu sein.

Deshalb gibt es in der Gemeinde geordnete Ämter bzw. Dienste, die für die Ausrichtung des Evangeliums und für das Erbauen der Gemeinde Sorge tragen. Damit werden jedoch nicht neue Stände installiert, die sich qualitativ voneinander abheben, sondern damit wird die Dienstgemeinschaft aller Christen strukturiert. Auf der ersten Gnadauer Pfingstkonferenz hebt Friedrich Fabri zunächst den „Grundsatz des Priestertums aller Gläubigen (als) die Grundlage des Gemeindelebens in der ältesten Kirche“ hervor, um dann festzustellen: „Er allein reichte zu einer geordneten Darstellung des christlichen Gemeindelebens aber nicht aus. Sollte Unordnung vorgebeugt, sollte der Leib Christi erbaut werden, so bedurfte es von Anfang an auch besonderer Dienstleistungen in der und für die Gemeinde“<sup>110</sup>.

In dieser Dienstgemeinschaft der Gemeinde steht als „die vornehmste Leitungstätigkeit“<sup>111</sup> die Verkündigung des Evangeliums voran. Weil Gott in Jesus Christus durch seinen heiligen Geist seine Gemeinde leitet und dieses durch das Wort geschieht, ist die Weitergabe dieses Wortes, die vor allem durch den Prediger geschieht, von besonderer Wichtigkeit. Vorrangig diesem Personenkreis, der durch seine theologische Ausbildung besonders qualifiziert ist, wird durch Berufung die Verkündigung des Evangeliums anvertraut. Aber der Verkündiger des Evangeliums „ist nichts Besonderes, sondern er sagt etwas Besonderes, nämlich die Versöhnungsbotschaft“<sup>112</sup>. Er hat ein besonderes Charisma erhalten (2Tim 1,6), das ihn sowohl in die Gemeinde einbindet als auch zu ihrem Gegenüber macht. Zwar ist die Versöhnungsbotschaft der gesamten Gemeinde anvertraut, aber sie wird in ihr, gleichsam stellvertretend, vor allem durch bestimmte, institutionell gewordene Berufe bzw. Ämter sowie durch berufene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gezielt wahrgenommen.

Die Personen, die zu diesen Aufgaben berufen sind<sup>113</sup>, tragen eine hohe Verantwortung. Sie sind nicht nur – im Sinne des Allgemeinen Priestertums – in die Gemeinde gleichwertig eingebunden, sondern sie stehen ihr auch kraft ihres Amtes gegenüber. Michael Herbst zitiert für diesen Zusammenhang den Kirchenvater Augustinus: „Wo mich erschreckt, was ich für euch bin, da

<sup>108</sup> M. Luther, Predigt in der Pfarrkirche in Weimar, 1522, WA 10 III, S. 397

<sup>109</sup> M. Luther, An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, 1520, WA 6, S. 408

<sup>110</sup> J. G. Pfeleiderer, aaO, S. 39

<sup>111</sup> M. Herbst, Gemeindeaufbau, S. 335

<sup>112</sup> H. G. Pöhlmann, aaO, S. 338. Dort sind auch die unterschiedlichen Positionen im evangelischen Raum im Bezug auf Vorordnung bzw. Einordnung des ordinierten Amtes aufgelistet (S. 336).

<sup>113</sup> Hierzu zähle ich in diesem Zusammenhang alle, die in der Gemeinde durch ihre Wortverkündigung mitarbeiten.



tröstet mich, was ich mit euch bin. Für euch bin ich Bischof, mit euch bin ich Christ“<sup>114</sup>. Verkündiger des Evangeliums können folglich nicht everybody's darling sein, sondern müssen um ihres Auftrags willen gelegentlich auch unangenehme Wahrheiten aussprechen.

Die eminente Besonderheit des Dienstes der Wortverkündigung steht gegen alle Formen der Hemdsärmeligkeit, die mancherorts anzutreffen sind. Das öffentliche Weitergeben des Gotteswortes ist zu gewichtig, als dass man es dem guten Willen bzw. dem Belieben einzelner Personen überlassen könnte. Es darf nach meiner Überzeugung kein öffentliches Verkündigen – angefangen vom Kinderkreis über die Jugendarbeit bis hin zu den Gottesdiensten – geben, ohne ein Mindestmaß an Qualifikation und ohne geordnete Berufung der betreffenden Personen durch einen Vorstand.

Das führt Eberhard Winkler zum Fazit: „Die notwendige Ordnung dient also dem der ganzen Gemeinde gegebenen Auftrag, Gottes Wort weiterzugeben. Insofern hat das Priestertum aller Gläubigen den Vorrang vor dem besonderen, ordinierten Amt“<sup>115</sup>.

### 3.2.5. Gegenwärtige Diskussion in der EKD

Gegenwärtig läuft in der EKD ein Prozess, dessen Ziel es ist, die unterschiedlichen Verständnisse von Ordination, die zwischen den einzelnen Landeskirchen bestehen, einander vorsichtig anzunähern. Ob dieses Vorhaben gelingt, darf man angesichts der divergenten Positionen füglich bezweifeln.

Im Laufe dieses Prozesses, der sowohl von unserem Theologischen Arbeitskreis als auch vom Gnadauer Vorstand aufmerksam verfolgt wurde, und in den wir uns im vergangenen Jahr auch eingeschaltet haben<sup>116</sup>, sind seitens der VELKD, die hier federführend war, einige Papiere entstanden. Als Abschluss liegt nun ein weiteres vor, dessen Quintessenz auf Folgendes hinausläuft: Zum Dienst der öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung innerhalb der Landeskirchen berechtigt

- die *Ordination*. Sie wird denen gewährt, die akademisch studiert haben. Allenfalls werden Ausnahmen zugestanden. Die Ordination gilt lebenslang. Sie verbindet sich mit einem Pfarramt in der Kirche und der damit verbundenen Alimentation. Daneben gibt es die Ordination zum Ehrenamt.
- die *Beauftragung*. Sie wird denen gewährt, die sich neben ihrem sonstigen Beruf theologisch qualifiziert haben. Sie wird „pro loco et tempore“ ausgesprochen, gilt also nur für einen begrenzten Bezirk und für einen bestimmten Zeitraum. Die Beauftragten sind als Prädikanten tätig.

Das eine Amt der Verkündigung und der Sakramentsverwaltung wird also abgestuft praktiziert: Während die Ordination ortsübergreifend und lebens-

<sup>114</sup> M. Herbst, Gemeindeaufbau, S. 341 (Quellenangabe dort).

<sup>115</sup> Eberhard Winkler, Gemeinde zwischen Volkskirche und Diaspora, Neukirchen-Vluyn 1998; S. 33

<sup>116</sup> Vor allem durch die Konsultation mit den Referenten der Landeskirchen, durch ein Gespräch mit dem federführenden Oberkirchenrat der VELKD sowie durch einen Brief des Präses an den Ratsvorsitzenden der EKD.

lang gilt und dann gewährt wird, wenn die betreffenden Personen regelmäßig mit der Verkündigung und der Sakramentsverwaltung befasst sind, wird die Beauftragung lediglich für einen begrenzten lokalen und zeitlichen Rahmen ausgesprochen. Dieses Vorgehen ist innerhalb der EKD nicht unumstritten. Auch die katholische Kirche hat von Rom aus heftig widersprochen.

Zweierlei Gesichtspunkte sind mir für die weitere Diskussion zwischen Kirche und Gemeinschaftsbewegung wesentlich:

- Weil auch unsere Prediger regelmäßig Verkündigung und Sakramentsverwaltung im Raum der Landeskirchen betreiben, könnte zwischen unseren Landesverbänden und den entsprechenden Landeskirchen langfristig erwogen werden, sie zu ordinieren. Das ist in einigen Landeskirchen bereits der Fall. Denn der Status der Beauftragung wird ihnen nicht gerecht, da dieser keine langjährige theologische Ausbildung voraussetzt. Hier werden unsere Prediger nicht angemessen eingeschätzt.
- In zahlreichen Gesprächen wird seitens kirchlicher Vertreter darauf verwiesen, dass es ökumenische Rücksichtnahme erforderlich mache, die Kompetenz von Gemeinschaftspredigern hinsichtlich kirchlicher Dienste zu begrenzen. Dieses Argument verfängt jedoch nicht. Es wird nämlich speziell dann hervorgehoben, wenn es der kirchlichen Seite ins Konzept passt. Wo war denn die ökumenische Rücksichtnahme, als die Ordination von Frauen eingeführt wurde? Hat es im Vorfeld ökumenische Rücksprachen gegeben, als einige Landeskirchen die Segnung homophiler Partnerschaften eingeführt haben? Hier wurden frank und frei gegen alle ökumenische Rücksicht Fakten geschaffen, die die Gräben zwischen den christlichen Konfessionen zweifellos vertieft haben. Deshalb sollte die ökumenische Rücksichtnahme, für die ich durchaus Verständnis aufbringen kann, nicht ausgerechnet dort ansetzen, wo es um die Belange der freien Werke innerhalb der Kirche und um unsere Prediger geht.

Sollte sich der Gesamtverband noch stärker  
in die kirchliche Diskussion einschalten?  
Wenn ja, mit welchem Ziel?

### 3.2.6. *Praktische Konsequenzen*

Die fundierte theologische Basis für das Allgemeine Priestertum fordert uns mehrfach heraus:

- Die weithin vergessene Lehre vom Allgemeinen Priestertum muß ebenso gründlich wie basisnah theologisch aufgearbeitet werden. Hier sollten wir alle Möglichkeiten nutzen, die sich uns bieten: Seminare, Vorträge, allgemeine Verkündigung.
- Das Allgemeine Priestertum will in jeder einzelnen Gemeinde und Gemeinschaft praxisleitend werden. Es wartet darauf, nun auch im Alltag angewendet zu werden und so zu Stand und Wesen zu kommen. Als Christen begegnen wir uns grundsätzlich auf Augenhöhe. Jeder Form von pfarr-

oder predigerherrlichem Verhalten muß rigoros der Kampf angesagt werden.

- Alle Formen von Verantwortlichkeiten sind subsidiär zu handhaben. Das entspricht nicht nur geistlich-menschlichen Erfordernissen, sondern auch den Kompetenzen vor Ort.

Vor diesem Hintergrund bilden Ehren- und Hauptamtliche eine Dienstgemeinschaft, in die sich alle Beteiligten mit ihren jeweiligen Charismen einbringen<sup>117</sup>. Deshalb bedarf die Rolle aller hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter einer gründlichen Überprüfung: Dient ihr Handeln dem Engagement der Ehrenamtlichen oder hindert es deren Entfaltung? Werden unter der Ägide eines Predigers Mitarbeiter gewonnen und qualifiziert?

Im Kontext der Mitarbeitenden kommt dem hauptamtlichen Prediger die Aufgabe zu, „Spiritual der Gemeinde“<sup>118</sup> und theologische Fachberater ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter<sup>119</sup> zu sein. Darin liegt ihre Kernkompetenz. Andere Aufgaben gehören in die zweite Reihe. Das sollte sich in den örtlichen Prioritätensetzungen niederschlagen.

Allerdings bedingt das Praktizieren des Allgemeinen Priestertums bei den beteiligten Personen ein hohes Maß an Qualifikationen. Je größer der Kreis der Mitarbeitenden ist, desto höher sind die Anforderungen an teamfähige Leitende, um motivierend und koordinierend zu wirken. Hierbei wird für die hauptamtlich Tätigen die Arbeitsbelastung keineswegs vermindert, sondern sie verlagert sich. Aber auf diese Weise weitet sich der pastorale Wirkungsbereich, was den Feldern der Gemeinschaftspflege und der Evangelisation zugute kommt.

Was bis jetzt eher theologisch und theoretisch dargelegt worden ist, soll nun hinsichtlich einiger Felder entfaltet werden, damit Mitarbeit wirklich gelingen und sich segensreich auswirken kann.

### 3.2 6.1. Mitarbeiter wirklich wollen

Manchmal klagen Prediger und Pfarrer darüber, dass es ihnen kaum gelingt, Mitarbeiter zu gewinnen. Hier ist an die eigene Adresse zurückzufragen: Will ich als Hauptamtlicher wirklich Mitarbeiter oder nur Handlanger? Möchte ich Mitarbeiter haben, die mit mir auf der gleichen Ebene stehen und entsprechend behandelt werden, oder wünschen ich mir lieber Hilfwillige bzw. Zuarbeiter, über die ich möglichst verfügen kann?

<sup>117</sup> Die „Leitlinien für den Dienst des Predigers in der Gnadauer Gemeinschaftsbewegung“, die im Jahr 1987 von der Gnadauer Mitgliederversammlung verabschiedet worden sind, halten fest: „Das biblische Zeugnis vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen bestimmt Wesen und Auftrag der Gemeinschaftsbewegung. Der Prediger hat mit seiner Berufung und Beauftragung besondere Verantwortung in Verkündigung und Seelsorge und ist zugleich als Bruder unter Brüdern eingebunden in die Lebens- und Dienstgemeinschaft seines Arbeitsbereiches“ (siehe Anlage, Punkt 2).

<sup>118</sup> M. Herbst, Gemeindeaufbau, S. 337. „Es ist die gemeindeleitende Aufgabe der Pfarrer, in Gottesdiensten, Seelsorge und Gruppen einfachste Angebote gestalteten Glaubens zu vermitteln und einzuüben“ (ebd., S. 337).

<sup>119</sup> Das gilt auf der nächsthöheren Ebene ebenso für die Inspektoren unserer Landesverbände. Diese sind mehr als nur Geschäftsführer.

Wer Mitarbeiter will, muß viel Demut aufbringen und sich auch von ihnen etwas sagen lassen. Der kann unmöglich seine Sonderposition herauskehren und davon ausgehen, daß das automatisch akzeptiert wird. Wer leitet, versteht sich grundsätzlich als primus inter pares, als Erster unter Gleichen. Hier sind gegenseitiges Dienen und Unterordnen angesagt (so u.a. Eph 5,21; 1Petr 4,10), ohne daß darüber das spezielle Kolorit des Leitungs- bzw. Predigtamtes verwischt wird.

Jede Gemeinde braucht wirkliche Mit-Arbeiter. Je eigenständiger und zugleich eingebundener sie agieren können, desto größer wird der Effekt für das Gemeindeleben und die Freude bei allen Beteiligten sein.

Weil jeder Christ nicht nur begabt, sondern auch ergänzungsbedürftig ist, hat jeder es nötig, sich von anderen Christen raten und sagen zu lassen. Jeder braucht Erbauung, Korrektur und nicht zuletzt Ermutigung im Gottesdienst, dazu auch Gemeinschaft und helfende Gespräche in Gruppen.

### 3.2.6.2. Wertschätzung zeigen

Ich habe einen hohen Respekt vor allen, die sich Woche für Woche treu auf den einzelnen Feldern der Gemeinschaftsarbeit einbringen. Wir haben viel Grund, ihnen reichlich und oft zu danken.

Dieser Dank der Leitungsverantwortlichen wird sich auf alle Gemeindeglieder erstrecken, die sich engagieren. Verantwortliche sollen Gelegenheiten suchen, immer wieder das zu würdigen, was andere in der und für die Gemeinde tun. Dabei dürfen keinesfalls diejenigen vergessen werden, die meist wenig beachtet werden: Sie wirtschaften in der Küche des Gemeinschaftshauses, reinigen die Räume, entsorgen den Müll, mähen den Rasen etc. Diese Gemeindeglieder stehen gewöhnlich nicht im Rampenlicht. Umso leichter werden sie beim Danken vergessen. Aber gerade durch den Dank der Verantwortlichen wird auch die eher versteckte Tätigkeit aufgewertet<sup>120</sup>.

„Ehrt jedermann“ (1Petr 2,17). Das hat einen bedeutenden theologischen Hintergrund: „Der christliche Glaube besagt also, dass Gott die Menschen so sehr aufwertet, wie das keine andere Religion behauptet. Die Menschen sind durch die Menschwerdung Gottes Brüder und Schwestern Gottes. Eine ziemlich atemberaubende Vorstellung. Aber christlich“<sup>121</sup>.

### 3.2.6.3. Liebe verleiblichen

Die an Jesus Christus abgelesene und in seiner Nähe erfahrene „agape“ (Liebe) bestimmt das Klima innerhalb der Kirche Jesu Christi. Christliche Liebe ist Reflex der Gottesliebe (1Joh 4,19). Hierbei wird jedoch kein bloßes Gefühl angeregt, sondern es wird dafür gesorgt, daß sich Strukturen und

<sup>120</sup> Grundsätzlich sollte der Prediger alle Mitarbeiter, in welcher Funktion sie auch tätig sind, zu ihrem Geburtstag besuchen. Beim Mitbringen von Geschenken ist die Gleichbehandlung aller wichtig! Das Weihnachtsfest bietet sich dafür an, allen in der Gemeinde Mitwirkenden einen Dankbrief zu schreiben, der neben Besinnlichem zum Fest und Jahreswechsel auch Hinweise auf die Vorhaben des neuen Jahres enthalten sollte, um die Vorfriede zu wecken und das persönliche Gebet anzuregen.

<sup>121</sup> M. Lütz, aaO, S. 121

Formen bilden, in denen die Liebe der Christen zueinander und zu anderen Menschen erkennbar werden kann. Die Liebe ist also nicht beliebiger Zusatz zum Glauben, sondern dessen entscheidende Ausdrucksform.

„Daran wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe untereinander habt“, schärft Jesus seinen Jüngern ein (Joh 13,35). Damit erhebt er die Liebe zum Erkennungsmerkmal des Christseins. Deshalb wird allen Verantwortlichen in der Gemeinde daran gelegen sein, für eine Kultur der Liebe zu sorgen, die sich in der Gemeinde ausbreitet und die über die Gemeinde hinaus nach außen strahlt.

Nur in dieser Atmosphäre können sich die vorhandenen geistlichen Gaben wirkungsvoll entfalten (1Kor 13; 14,1a). Liebe hält Reibungsverluste gering. Eine Kultur der Liebe wird sich darin äußern, daß Christen freundlich, gütig und geduldig miteinander umgehen (1Kor 13,4-7). Sie hören aufeinander, feiern miteinander, beten füreinander und stimmen sich aufeinander ab. Ihre Versammlungen sind von gewinnender Herzlichkeit geprägt. Wer dazukommt, spürt von Anfang an: Hier bin ich willkommen. Hier bin ich anerkannt und wertgeschätzt. Was in der christlichen Gemeinde an Liebe fehlt, lässt sich durch keine anderen Elemente ersetzen.

Es ist lohnend, die momentane Versammlungskultur im evangelischen Raum einmal auf die Formen strukturierter Lieblosigkeit hin abzuklopfen. Manches tut einfach nur weh. Dabei könnte mit wenig Mitteln viel verändert werden, wenn man nur wollte.

Ich empfinde es z.B. als lieblos, wenn in zahlreichen Gemeinden bei der Begrüßung (!) zu Beginn des Gottesdienstes die Kasualien vermeldet werden. Angehörige sitzen im Gottesdienst und müssen erleben, wie der Name ihres Verstorbenen im Rahmen der Abkündigungen zu Anfang verlesen wird, damit das – so das Motiv? - den weiteren Verlauf des Gottesdienstes nicht stört. Solche und ähnliche Lieblosigkeiten sind weder mit geschliffener Predigtrhetorik noch mit glitzerndem Orgelspiel wettzumachen.

Es gibt aber auch positive Beispiele: Teilnehmer werden an der Tür willkommen geheißen. Zettel werden in die Hand gedrückt, aus denen der Ablauf des Gottesdienstes und wichtige Gemeindenachrichten ersichtlich werden. - Die Abkündigung Verstorbener findet in einem würdigen Rahmen statt: Vor dem Fürbittengebet, oftmals mit nochmaliger Lesung des Textes der Beredigung, Gebet für die Angehörigen, manchmal mit einer Liedstrophe der Gemeinde.

Übrigens halte ich die immer weiter um sich greifende Praxis, die Abkündigungen an den Anfang der Veranstaltung zu stellen, für verfehlt. Vielerorts wird die Gemeinde zu Beginn des Gottesdienstes mit Ansagen regelrecht überschüttet: Busabfahrtszeiten für die Gemeindefahrt, Termine und Änderungen bei Gruppenstunden, Kollektensansagen<sup>122</sup> etc. Das dauert! Das raubt die Kräfte der Konzentration, die bekanntlich zu Beginn einer Veranstaltung am höchsten sind. Sinnvoller wäre es, in der Begrüßung die Teilnehmenden

<sup>122</sup> Häufig wird auch der Zweck der Kollekte bereits am Anfang bekanntgegeben, obwohl die Kollekte erst am Schluss eingesammelt wird. Ich meine: Das können sich nur Gemeinden leisten, die auf das Geld nicht angewiesen sind. Denn wer weiß denn am Ausgang noch, wofür die Kollekte bestimmt war?! Sinnvoller und wahrscheinlich auch ertragreicher wäre es, die Kollekte unmittelbar nach dem Bekanntgeben des Zweckes einzusammeln.

inhaltlich auf das einzustimmen, was im Gottesdienst bzw. in der Gemeinschaftsstunde substantiell folgt. Die Begrüßung will die Herzen erwärmen und Interesse für das Kommende wecken.

Die meisten Abkündigungen können gedruckt per Handzettel der Gemeinde übergeben werden. Da hat es jeder schwarz auf weiß. Wenn der Rest an Abkündigungen vor dem Segen erfolgt, hat das seinen guten Sinn: Der Gottesdienst und das Gemeindeleben gehen weiter. Der Gottesdienst ist nicht Ausklang, sondern Auftakt.

Die Kultur der Liebe in der Gemeinde erlebte Liebe wirkt zwangsläufig auch nach außen. Sie macht Fernstehende neugierig und lockt sie an. Wer kommt, fühlt sich wohl. Die Atmosphäre einer Veranstaltung setzt wahrscheinlich langfristig eine höhere Werbewirkung frei als die dafür eingesetzten Werbemittel.

Sehr pointiert, aber zutreffend formuliert Wilfried Eckey: „Das vorbildliche Gemeindeleben der an Jesus Glaubenden entfaltet werbende Kraft. Die beispielhaft lebende Gemeinde braucht nicht für sich selbst zu werben“<sup>123</sup>.

In einer Kultur der Liebe wird es auch möglich sein, miteinander zu streiten und um richtige Wege zu ringen.

#### 3.2.6.4. Leitbilder erstellen

Die in der Gemeinde Mitarbeitenden sollen eine corporate identity entwickeln, ein gesundes Wir-Gefühl. Sie bedürfen einer „erkennbare(n) Identität und Auftragsgewißheit“<sup>124</sup>, die sich in einer bewussten Zustimmung zur Gemeinschaftsarbeit niederschlägt, in der sie stehen. Das Ja zur evangelischen Botschaft und auch das Ja zur jeweiligen Institution bilden unerlässliche Voraussetzungen für einen gedeihlichen Dienst.

Dieses Miteinander wird vor allem dadurch entwickelt, dass die Arbeit einer Gemeinde von den betreffenden Mitarbeitenden konzeptionell entwickelt wird<sup>125</sup>. Arbeitet eine Gemeinde nicht leitbildbezogen, dreht sie sich meist im Kreis: Alle Jahre wieder die gleichen Veranstaltungen mit den gewohnten Abläufen. Solche Kreisbewegungen machen müde. Die Frage: „Wozu tun wir das?“ wird hierbei häufig mit dem Schlagwort beantwortet: „Das war bei uns schon immer so“. Doch damit werden Gemeinden zum Museum. Es fehlen neue Anregungen. Wer sich mit dem status quo bescheidet, versündigt sich am Heilswillen Gottes, der heute Menschen zum „Christ werden“ und „Christ bleiben“ helfen möchte (1Tim 2,4).

Deshalb steht es unseren Gremien gut an, zunächst ein Gesamtkonzept zu erstellen, davon Grob- und Feinziele abzuleiten und die Wege dorthin abzustechen:

- *Ein Gesamtkonzept* könnte sein: missionarische, einladende Gemeinde.

<sup>123</sup> Wilfried Eckey, Die Apostelgeschichte, Der Weg des Evangeliums von Jerusalem nach Rom, Neukirchen-Vluyn 2000, S. 99

<sup>124</sup> M. Herbst, Gemeindeaufbau, S. 474

<sup>125</sup> Eine hilfreiche Anleitung hierfür hat der EC entwickelt: Gerhard Stolz, Thomas Kröck, EC-Check, Fit für die Zukunft, Kassel 2005. Dieses Arbeitsheft eignet sich auch für alle Formen der Gemeinde- bzw. Gemeinschaftsarbeit, um vor Ort Perspektiven zu entwickeln..

- *Mehrere Grobziele* leiten sich daraus ab: Beteiligungsgemeinde, in der möglichst viele Schwestern und Brüder aktiv mitwirken; durchgängige missionarisch-evangelistische Struktur, Aufbau eines Mitarbeiterkreises etc.
- Daraus ergeben sich die erforderlichen *Feinziele*: Frühstückstreffen für Frauen, Zeltevangelisation, Bibelausstellung, missionarische Hauskreise, Besuchsdienst etc.

Je klarer den verantwortlichen Personen das Gesamtkonzept ihrer Arbeit vor Augen steht und je intensiver sie sich damit identifizieren, desto leichter fällt es, einzelne Ziele festzulegen und sie mit den Mitteln anzusteuern, die abgeprochen worden sind. Die Ziele müssen generell erreichbar und zeitlich absehbar sein, wenn sie nicht als allgemeine Willensbekundungen versandt sollen. Außerdem ist es wichtig, sie in gewissen Abständen auf das bislang Erreichte hin abzuklopfen. Je klarer die Ziele sind und je überschaubarer die Schritte ausfallen, desto leichter lassen sich Christen bewegen, auch neue, ungewohnte Wege einzuschlagen.

Nach meiner Erfahrung rät es sich bei Neuerungen, sie zunächst einmal provisorisch einzuführen, um nach einer gewissen Zeit zu überdenken, ob die gewünschten Ziele erreicht worden sind: „Hat es das gebracht, was wir uns davon versprochen haben? Sind wir auf dem richtigen Weg?“ Dieses Vorgehen bewahrt davor, Veranstaltungen allein deshalb durchzuhalten, weil man irgendwann einmal damit begonnen hat. Zugleich entlastet es auch die Mitarbeiter, die sich nicht für unabsehbare Zeit festlegen müssen, sondern probieren können, ob und wie sie eine neue Aufgabe bewältigen können. Provisorisches Einführen hält die Gedanken schmiegsam und veränderungsbereit.

Es versteht sich von selbst, daß das innere Geflecht von Gesamtkonzept, Grob- und Feinzielen ein hohes Maß an Gesprächskultur und wechselseitiger Abstimmung verlangt. Dazu bieten sich nach meiner Erfahrung nicht nur Sitzungen und Mitarbeiterkreise an, sondern auch Freizeiten bzw. Klausuren, wo die Verantwortlichen gleichsam über der aufgeschlagenen Bibel und vor dem Hintergrund der ihnen anvertrauten Menschen Bilanz über das Bisherige ziehen und zugleich überlegen, was nach vorn getan werden kann.

Zielorientiertes Arbeiten verhindert ein lediglich additives Vorgehen, bei dem in der Gemeinde mehr oder weniger zufällig und zusammenhanglos Aktivitäten aneinander gereiht werden, ohne daß eine innere Linie ersichtlich wird. Weil aber die Einzelinitiativen nicht in ein Gesamtkonzept eingebettet sind, fehlt ihnen das fördernde Netzwerk. Sie werden lediglich vom Engagement einzelner Personen getragen. Zugleich mindert die fehlende Einbettung die Nachhaltigkeit dieser Aktivitäten, weil weiterführende Elemente fehlen.

So blühen beispielsweise in manchen Gemeinden Mutter-Kind-Kreise und Frühstückstreffen für Frauen. Hierbei werden erfreulich viele Kontakte auch zu solchen geknüpft, die bislang außerhalb des Gemeindelebens stehen. Aber häufig sind diese Kreise nicht organisch in das Gesamtgefüge der Gemeinde eingebettet. Was in ihnen an geistlich-menschlichen Anknüpfungspunkten entsteht, wird nicht durch das Angebot von Vorträgen, Seminaren, Gesprächsgruppen etc. aufgefangen. Gute Ansätze verpuffen. Die andere Folge mangelnder Einbettung: Die Mitarbeiterinnen bleiben ohne Anregungen und Hilfen. Sie sind sich selber überlassen. Alles lebt von ihrem guten Willen. Die Arbeit blüht oder welkt - je nach Aktivität.

Das gilt es durch das Setzen von Zielen zu verhindern. Auf diese Weise bekommt jede Gruppe bzw. Initiative einen unverwechselbaren, gewichtigen Stellenwert im Gefüge des Gemeindelebens. Sie dient nicht nur dem Ganzen, sondern wird auch vom Ganzen der Gemeindegemeinschaft getragen - geistlich, aber auch bis ins Finanzielle hinein.

### 3.2.6.5. Qualifikationen fördern

Mitarbeitende benötigen geistlich-theologische Nährstoffe, wenn sie ihren Aufgaben biblisch auftragsgemäß und zugleich zeitgerecht nachkommen sollen. Sie müssen angeleitet werden, damit sie in die Lage versetzt werden, ihre Aufgaben sachgerecht wahrzunehmen. Sie benötigen Wachstumsanreize in Form frischer Impulse, auch solche praktischer Art in Form von Hilfsmitteln aller Art.

In einem Bild gesprochen: Alle Formen und Zweige der Gemeindegemeinschaft gleichen einem lodernden Feuer. Wir freuen uns, dass es brennt - wenn es denn brennt. Aber als Verantwortliche haben wir zugleich darüber nachzudenken, wie wir „nachlegen“ können und wo wir das Material dafür herbekommen. Wer nur den Augenblick mit der schönen Flamme und der wohligen Wärme sieht und daran genug hat, wird langfristig enttäuscht werden, denn das Feuer wird automatisch kleiner. Wem das Feuer am Herzen liegt, der sieht über das hinaus, was er vorfindet.

Leitungsverantwortliche sollen deshalb darauf bedacht sein, unter den Mitarbeitenden ein Klima der Lernwilligkeit zu erzeugen und zu pflegen und dabei selber mit gutem Beispiel vorangehen<sup>126</sup>. Ein Prediger, der seit langem kein theologisches Buch mehr gelesen hat, wird schwerlich seine Mitarbeiter für Fortbildungsmaßnahmen begeistern können.

Christliche Gemeinde ist stets auch Lerngemeinschaft. Deshalb spielt der Bereich der Mitarbeiterfortbildung eine gewichtige Rolle. Dabei muß konsequent der leider noch nicht ausgestorbenen Haltung gewahrt werden: „Das mache ich schon 30 Jahre lang. Deshalb habe ich Mitarbeiterschulung und Fortbildung nicht nötig“. Abgesehen davon, dass man manches auch jahrzehntelang falsch machen kann: Es gibt nichts, was sich nicht verbessern ließe. Gerade der, der mit Menschen umgeht, spürt dabei, wie wichtig es ist, immer wieder neue Einsichten zu gewinnen und unermüdlich hinzuzulernen.

Die konkrete Anleitung kann nicht immer von den leitenden Personen am Ort gegeben werden. Aber diese brauchen zumindest einen Blick für die Notwendigkeit der Anleitung, damit sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht selbst überlassen bleiben, sondern ihre Aufgabe mit dem höchstmöglichen Maß an Qualifikation durchführen können. Hierbei bieten sich Fortbildungs-

---

<sup>126</sup> Gute Erfahrungen habe ich in meiner früheren Gemeinde mit dem „Treffpunkt Pfarrhaus“ gemacht. Gemeindeglieder, die Hauskreise zu leiten und andere Formen von Verkündigung wahrzunehmen hatten, trafen sich zu theologischer Lektüre. So haben wir jahrelang von Hans Joachim Iwand „Glaubensgerechtigkeit nach Luthers Lehre“ gelesen. Diese Lektüre im Stil eines Hauskreises, ein bis zweimal pro Monat, diente nicht dem aktuellen Vorbereiten irgendwelcher Verkündigungsdienste, sondern der theologischen Grund-Bildung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die Form des Ablaufs war schlicht: Ich habe einige Absätze gelesen. Danach war eine kurze Pause zum Nachdenken und Unterstreichen. Dann haben wir über den Inhalt geredet.



seminare verschiedener Träger an, zu deren Teilnahme ermutigt wird. Häufig ist es angezeigt, seitens der Gemeinde auch die finanziellen Kosten bzw. einen Teil davon zu übernehmen.

Außerdem darf es uns nicht gleichgültig sein, zu welchen Materialien unsere Mitarbeitenden greifen, um sich auf ihre Dienste vorzubereiten. Wo ständig aus charismatisch-pfingstlerischen, darbystischen, liberalistischen oder fundamentalistischen Quellen geschöpft wird, muss man sich über die entsprechenden langfristigen Prägungen nicht wundern. Mitarbeitende werden von dem geformt, was in sie einströmt. Das geben sie weiter.

Hier tragen wir hohe Verantwortung. Zwar können wir kaum die Art der Lektüre vorschreiben, aber wir haben die Möglichkeit, bestimmte Produkte ans Herz zu legen bzw. sie zur Verfügung zu stellen, so z.B. „Bibel im Gespräch“, die „Lichtstrahlen“ oder „KiMat“, das Material für die Arbeit unter Kindern. Bei meinen Besuchen wundere ich mich manchmal, dass diese Hilfsmittel in den eigenen Reihen nur begrenzt bekannt sind.

Beim Anleiten von Mitarbeitenden bedarf es eines langen Zügels, nicht aber eines Gängelbandes. Mitarbeiter dürfen nicht den Eindruck haben, beaufsichtigt zu werden. Sie brauchen einen Vertrauensvorschuss und dazu die Chance, Fehler machen zu dürfen und aus ihnen lernen zu dürfen. Jeder weiß aus eigenem Erleben: Nirgendwo war der Lerneffekt höher als dort, wo wir aus Fehlern und Versagen entsprechende Konsequenzen gezogen haben. Wenn es Verantwortliche gibt, die als „Aufsehende“ dafür einen ebenso sachkundigen wie liebevollen Blick haben, wird Mitarbeit zur Freude. Solche Anleitung wird nicht als bedrückend empfunden, sondern sie spornt an.

Wer motiviert und qualifiziert ist, wird sich gern in der Gemeinde einbringen. Seine Mitarbeit wird ihm und anderen Freude bereiten. Hier wächst geistliche Frucht.

### 3.2.6.6. Vernetzung gewährleisten

#### 3.2.6.6.1. intern

Um eine Gemeindegemeinschaft effektiv zu gestalten und viele Christen verantwortlich einzubeziehen, sollte in größeren Gemeinschaften ein regelmäßig tagender Mitarbeiterkreis gebildet werden<sup>127</sup>. Dort kommen alle zusammen, die in irgendeiner Form leitend tätig sind. „Ein Mitarbeiterkreis als geistliche Gemeinschaft im Hören und Beten, im Feiern und Arbeiten ist unerlässliche Voraussetzung für den missionarischen Gemeindeaufbau. Die Mitarbeiter sind wichtig, weil nur mit ihrer Hilfe alle Menschen einer Gemeinde ... mit dem Evangelium erreicht werden können“<sup>128</sup>. Dort werden nicht nur geistliche Impulse vermittelt, sondern auch die für eine Dienstgemeinschaft erforderlichen Absprachen getroffen.

Je mehr Personen sich in einer Gemeinde engagieren, desto wichtiger ist es, deren Miteinander zu pflegen und zu fördern. Hier bedarf es einer ausge-

<sup>127</sup> Besonders hilfreich für das Thema „Mitarbeiterkreis“ sind die Schriften von Fritz Schwarz, die sich damit detailliert beschäftigen. Das hat damit zu tun, dass in dessen Gemeindeaufbaukonzept der Mitarbeiterkreis die zentrale Rolle spielt.

<sup>128</sup> Fritz Schwarz, *Überschaubare Gemeinde, Grundlegendes*, Band 1, Herne 1979, S. 45

prägten Gesprächskultur, soll sich eine verzweigte Arbeit nicht in gegenläufige Richtungen entwickeln. „Du in deiner Ecke, ich in meiner hier“ - diese Feststellung eines alten Liedes ist in unserem Zusammenhang fehl am Platze.

Es erweist sich als geboten, den zuständigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ein hohes Maß an Kompetenz einzuräumen. Wer beispielsweise die Arbeit in den Gruppen der Gemeinde tut, soll auch darüber mitentscheiden, wie sie getan wird. Es geht nicht an, die betreffenden Personen vor vollendete Tatsachen zu stellen, die z.B. ein Gemeinschaftsvorstand geschaffen hat. Das verdrießt und lähmt. Das lässt man sich heute nur ungern gefallen. In einer Kultur der Arbeitsteiligkeit lässt sich dergleichen nicht vermitteln.

#### 3.2.6.6.2. extern

Die Vernetzung darf nicht auf den Ort beschränkt bleiben, sondern soll auch bewusst über ihn hinaus erfolgen: in den jeweiligen Gemeinschafts- oder Jugend-Landesverband, in die entsprechenden kirchlichen Organisationsformen. Diese Notwendigkeit ergibt sich aus zwei Gesichtspunkten:

- Zum einen steht keine Gemeinde für sich allein. Das gilt es in einem Zeitalter des zunehmenden Gemeindeindividualismus neu zu beherzigen. Nur so werden wir den neutestamentlichen Vorgaben gerecht. Zwar waren damals die einzelnen Gemeinden noch nicht organisatorisch miteinander verzahnt. Aber die Apostel haben zwischen den christlichen Gemeinden Querkontakte hergestellt und dafür gesorgt, dass sich die Gemeinden als eine Art Netzwerk verstehen konnten (siehe z.B. 1Kor 11,16). Grüße sorgten für Informationen und lösten Anteilnahme aus (siehe die Grußlisten der einzelnen Briefe, so in Röm 16,1ff). Paulus hat sich unablässig als übergreifender Leiter betätigt, der in den Gemeinden Probleme aufgreift, gezielte Anweisungen gibt (siehe u.a. Röm 14 und 1Kor 6) und eine gemeindeübergreifende Hilfsaktion in die Wege leitet (2Kor 8f).
- Zum andern ergibt sich die Notwendigkeit einer Vernetzung aus den schiereren Erfordernissen vor Ort. Was beispielsweise an Mitarbeiterfortbildung erforderlich ist, kann vor Ort in den meisten Fällen nur begrenzt wahrgenommen werden. Hierzu bedarf es der Kompetenz übergeordneter Einrichtungen. Hier liegt eine wichtige Aufgabe für unsere Landesverbände und für unseren Gnadauer Gesamtverband.

Wo vernetzt wird, werden Menschen miteinander verbunden. Keiner steht allein. Es entstehen Querkontakte. Das Bewusstsein erweitert sich, in einem großen geistlich-strukturellen Zusammenhang eingebettet zu sein und davon profitieren zu können.

#### 3.2.6.7. Predigtqualität verbessern

Weil das „Wort allein das göttliche Mittel (ist), um Leute selig zu machen“<sup>129</sup>, muss auf die Predigtstätigkeit in unserem Raum ein hohes Augenmerk gelenkt werden. Der Pietismus hat vor allem als Predigtbewegung auf Gesellschaft

---

<sup>129</sup> Ph. J. Spener, aaO, S. 77

und Kirche Einfluss genommen. Philipp Jakob Spener hat bei den Geistlichen seiner Zeit bemängelt, dass die meisten von ihnen ebenso kunstvoll wie unverständlich über die Köpfe ihrer Zuhörer hinwegreden.

Später haben sich die Erweckungsprediger um eine menschengerechte Verkündigung bemüht. Sie waren keine homiletischen Leichtgewichte. Die biblischen Geschichten werden von ihnen plastisch und lebensnah geschildert. Ihre Sprache haben sie am Puls ihrer Zeit: Sie predigen elementar, verständlich und geradezu schlicht<sup>130</sup>.

Die Zeiten haben sich geändert. Aber die Predigtaufgabe bleibt als eine Vordringliche bestehen. Die kostbare Botschaft vom Heil in Jesus Christus will in eine entsprechend hochwertige Verkündigung umgesetzt werden. Dafür gilt es alle Kraft zu investieren, obwohl jeder Verkündiger weiß, wie fragwürdig und bruchstückhaft sein Predigen ausfällt und wie nötig es ist, selbstkritisch mit sich umzugehen<sup>131</sup>.

Ich will in unserem Zusammenhang nicht aus dem Fenster reden, sondern in unseren eigenen Reihen bleiben. Auch wir haben unablässig an der Qualität der Verkündigung zu arbeiten. Das betrifft sowohl uns, die hauptamtlichen Prediger, aber auch die ehrenamtlichen Verkündiger.

Zweierlei liegt mir hier am Herzen: Zum einen *das Was der Verkündigung*. Ich habe den Eindruck, dass die meisten Christen heute trockenen Schwämmen gleichen. Sie saugen eine gute Botschaft regelrecht in sich ein. Sie suchen wirkliche Substanz und nicht nur attraktiv zurechtgemachte Predigthäppchen. Die Menschen wollen wirklich Kerniges „kauen“ und nicht nur leckerig-eingängige Kost serviert bekommen. Sind wir hier zu zaghaft geworden? Unterschätzen wir das Bedürfnis und den Bedarf an vollwertiger theologischer Kost? An manchen Orten ist die schiere Angst ausgebrochen: „Ja den Zuhörern nicht zu viel an Inhalt zumuten! Ja keine biblischen Begriffe verwenden! Ja nicht zu lang predigen!“

Aber könnte es sein, dass wir viele unserer Zuhörer unterfordern und ihnen Wesentliches schuldig bleiben?

Das andere betrifft *das Wie unserer Verkündigung*. Ich sage es offen: Viele Predigten sind heutzutage handwerklich schlecht gemacht. Gedankensprünge irritieren. Gliederungen sind nicht einprägsam formuliert. Es mangelt an hilfreichen Bildern und Vergleichen, die sich in den Köpfen und Herzen festsetzen.

Die Schwäche gegenwärtiger Predigt in unserem Raum sehe ich zu hohen Teilen im Methodischen begründet. Viele Verkündiger beginnen viel zu spät mit dem Vorbereiten. „Nach dem Spiel ist vor dem Spiel“, hat der frühere

<sup>130</sup> Siehe dazu Ch. Morgner, Erweckung, aaO, S. 50ff

<sup>131</sup> „Ich gestehe offen, dass ich mich jetzt viel ungeschickter und untüchtiger fühle das Amt zu führen, das die Versöhnung predigt, als vor Jahren. Wenn ich jetzt eine Predigt gehalten habe, so beschäftigt mich oft stundenlang der Gedanke: War das auch Gottes Wort? Haben es die Zuhörer verstanden oder missverstanden? Hast du dich selbst oder die Ehre des Herrn mehr im Auge gehabt? Hast du auch wirklich Evangelium gepredigt? Werden die Leute es behalten haben und ferner darüber nachdenken?“ (Wilhelm Friebolin aus Kelleys's Island, Oklahoma, Ende des 19. Jahrhunderts, in: Gerhard J. Krampf, Briefe aus der Neuen Welt, Riehen/Basel 2005, S. 141).

Bundestrainer Sepp Herberger seinen Schützlingen eingetrichtert. Das gilt auch für uns. Ist die eine Predigt gehalten, sollten wir bereits den Bibeltext für die neue in unser Inneres einspeisen, damit wir damit schwanger gehen können. Gute Vergleiche, plastische Bilder und hilfreiche Gliederungen<sup>132</sup> fallen einem gewöhnlich nicht am späten Samstagnachmittag oder auf dem Weg zum Rednerpult bzw. auf der Kanzeltreppe ein. Die haben mit Mühe, Schweiß und Gebet zu tun. Dazu bedarf es dessen, dass das Wort uns eine zeitlang begleiten kann, so dass sich dabei die erforderlichen Assoziationen einstellen.

In unseren Fortbildungsprogrammen benötigt das Arbeiten an der Predigtkultur einen vordringlichen Raum. Alle Investitionen an diesem Punkt zahlen sich langfristig positiv aus. Es lohnt sich, in Mitarbeiterseminaren homiletisch zu arbeiten und darauf viel Mühe zu verwenden. Die Wortverkündigung ist zu wichtig, als dass wir sie dem Belieben der einzelnen überlassen könnten.

Als Pietisten sollten wir es uns zur Aufgabe machen, hier mit bestem Beispiel voranzugehen. Evangelisch klare und verständliche Predigt, eingebettet in das liebevolle Umfeld eines Gottesdienstes, zieht auch heute noch Menschen magnetisch an. Dafür gibt es zahlreiche mutmachende Beispiele im Land.

### 3.2.6.8. Zum Beten ermutigen

Weil der Zweitakt von „Beten und Arbeiten“ (ora et labora) das Fundament für eine gelingende Gemeindegemeinschaft bildet, muss die Rolle des Gebets besonders hervorgehoben werden. Das Gebet bildet den roten Faden, der alle gemeindlichen Aktivitäten durchziehen soll, denn ohne Gebet wächst im Reich Gottes keine Frucht. Deshalb haben verantwortliche Personen nicht nur ein eigenes Gebetsleben zu pflegen, sondern sie sind auch geistlich dazu verpflichtet, die ihnen anvertrauten Menschen zum Beten anzuregen und anzuleiten<sup>133</sup>. Sie sollen das Bewusstsein dafür schärfen, wie wichtig es ist, dass Christen miteinander und füreinander beten und im Gebet auch über

<sup>132</sup> Ein schlechtes Beispiel sei angefügt. Eine Predigt über Röm 12, 17-21 wurde folgendermaßen untergliedert:

1. Lass mich an andern üben, was du an mir getan
2. Die „Vertrauensfrage“
3. Im Alltag aus Gottes Kraft leben

Solche Gliederung ist homiletisch unmöglich. Die kann keiner behalten und ist sofort vergessen – und meist das auch, das sie einprägen wollte. Besser, weil einprägsamer wäre es gewesen, vielleicht so zu unterteilen:

1. Unsere Aufgabe: Frieden zwischen Sündern
2. Unser Mittel: Böses mit Gutem beantworten
3. Unser Vorbild: Gott selbst in Jesus Christus

Ein weiteres schlechtes Beispiel in einer Predigt zu Röm 6,19-23:

1. Zu Jesus kommen heißt, einen Herrschaftswechsel vollziehen
2. Mit Gott leben bedeutet, zu neuem Leben befreit zu sein
3. Bei Jesus bleiben heißt, schon jetzt auf die Lebensqualität der Ewigkeit vorbereitet zu sein.

Man muss schon ein Gedächtnisgenie sein, um eine derartige Gliederung behalten zu können. Sie hilft den Zuhörern nicht, die Botschaft „griffig“ mit nach Hause zu nehmen.

<sup>133</sup> In meiner früheren Gemeinde haben wir monatlich einen Gebetszettel erstellt, auf dem für jeden Tag ein bestimmtes Anliegen aus der Gemeindegemeinschaft, aus dem Kirchenkreis, der Landeskirche, der Mission etc. aufgeführt war. Diese Zettel wurden im Gottesdienst und in anderen Veranstaltungen verteilt, um damit das persönliche Beten zu Hause zu befruchten. Ein schlichtes Mittel, das viel bewirkt!

den Tellerrand der eigenen Gemeinde hinausschauen: Politiker auf unterschiedlichen Ebenen, Krisenzonen in der Welt, nahe und ferne Not.

Die in der Gemeinde öffentlich praktizierten Gebete sind möglichst so zu gestalten, dass sie die einzelnen Christen zum eigenen Beten ermutigen. Deshalb dürfen sie nicht kunstvoll-schachtelartig konstruiert und in altertümlicher Sprache verfasst sein, sondern in ihnen soll sich ausdrücken, dass wir mit allem, was uns aktuell bewegt, zu unserem Gott und Heiland kommen und mit ihm unser Leben teilen können.

In zahlreichen Gemeinden und Gemeinschaften gehören Gebetsstunden zum normalen Programm. Vielerorts trifft man sich privat in kleinen Gruppen (z.B. Gebetstrios) zum Gebet. Hier sind, auch was die Gebetsformen betrifft, der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Es wird sich zeigen: Beten verbindet uns – nicht nur mit Gott, sondern auch uns als Beter untereinander.

### 3.3. Resümee

Dient das Handeln der Hauptamtlichen - in welchem gemeindlichen Amt auch immer - dem Engagement der Ehrenamtlichen oder hindert es deren Entfaltung? Die wichtigste Aufgabe der hauptamtlich Tätigen besteht darin, ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zum Dienst in der Gemeinde zu ermutigen und anzuleiten.

- Das Beteiligungsverhalten innerhalb der Gemeinde muss kräftig gefördert werden, denn jeder Christ soll die Chance haben, im Rahmen der Gemeinde seine Gaben zu entdecken und auch anzuwenden. Eine Predigerzentrierung blockiert langfristig das Wachstum der Gemeinde.
- In einer Gemeinde werden für die vielfältigen missionarischen, diakonischen, seelsorgerlichen, betreuenden und organisatorischen Aktivitäten zahlreiche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gebraucht. Alle sind in gleicher Weise wichtig. Aber nicht jeder Christ ist zu jedem Dienst berufen und qualifiziert. Das bedingt sorgsames Prüfen und Beten auf allen Seiten.
- Im Rahmen des Allgemeinen Priestertums ist ein arbeitsteiliges Verhalten angesagt, um Überlastungen, aber auch Unterforderungen zu vermeiden. Verantwortliche müssen hellsehtig wahrnehmen, wenn einzelne Personen zu viel Aktivitäten und Kompetenzen auf sich ziehen, weil dadurch andere Christen an den Rand gedrängt werden. Deshalb soll sie andererseits schüchterne und unsichere Christen zum ihnen angemessenen Dienst ermutigen.
- Nicht nur Landeskirchen, sondern auch unsere Gemeinschaftsverbände sollten das Instrument der Visitation nutzen, um den Gemeinden Hilfen anzubieten, damit das Allgemeine Priestertum auf allen Ebenen umgesetzt und eine missionarisch ausgerichtete Gemeindegearbeit gefördert wird. Hier geht es weniger um Aufsicht, sondern um Begleitung und Unterstützung. Der Dienst von Gemeindeberatern ist heute dringend vonnöten.

Die zahlreichen ehrenamtlich Mitarbeitenden sind ein hoher Schatz der Gemeinschaftsbewegung. Wir haben – dem HERRN sei Dank - in unseren Reihen ein hohes Potential von Christen, die nicht nur zupacken, sondern auch

beten und ein geistliches Wort sagen können. Viele unserer sogenannten Laien sind theologisch hoch gebildet. Dieser Schatz ist uns als Verantwortlichen zur Pflege anvertraut.

Das Beherzigen und Umsetzen der Lehre vom Allgemeinen Priestertum der Gläubigen eröffnet nicht nur unseren Gemeinschaften vielfältige Chancen, sondern auch den einzelnen Christen, die sich in ihnen engagieren und sich dabei als „Gottes Mitarbeiter“ verstehen.

Was unternimmt mein Verband / meine Einrichtung,  
um Mitarbeitende weiter zu qualifizieren?

Wo besteht Nachholbedarf?

### 3.4. Der Prediger im Spannungsfeld vom Familie und Beruf

Bereits diese Überschrift lässt die Prioritäten erkennen: das Geschöpfliche bildet das Fundament. Die Familie bildet den Lebensmittelpunkt des Predigers. Sie ist Ausgangsbasis für seinen Dienst.

Das bedeutet jedoch nicht, dass die Familie den dominierenden, alles beherrschenden Platz im Dienst eines Predigers einnehmen darf. Sie darf nicht zur Heiligen Kuh werden. Der Beruf fordert seinen Mann und dessen Kraft – so wie die meisten Berufe auch. Schließlich lebt die Familie von dem Gehalt, das dafür gezahlt wird. Insofern steht der Prediger unter zwei Berufungen: die zur Familie und die zum hauptamtlichen Dienst. Beide Berufungen gehören zusammen und dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Hierbei handelt es sich nicht nur um ein organisatorisches Problem, sondern hier steht auch die geistliche Dimension auf dem Spiel.

Weil sich der Beruf des Predigers zu hohen Anteilen im Arbeitszimmer, d.h. in den häuslichen Gefilden abspielt, ergeben sich Chancen und Reibungspunkte zugleich. Auf der einen Seite kennt ein solcher Beruf mit seinen zahlreichen Verkündigungsdiensten und Begegnungen keinen abgrenzbaren Feierabend. Zum anderen braucht der Prediger, ganz im Sinne des ersten Glaubensartikels<sup>134</sup>, den nötigen Freiraum für sich und seine Familie. Folglich stellt dieser Beruf in ein Spannungsfeld, das nicht leicht auszuhalten ist. Übrigens ist das auch bei zahlreichen anderen Berufen der Fall: Rechtsanwalt, Architekt, Arzt. Auch solche Berufe kennen keine Stechuhr. Aber sie werden im Normalfall besser bezahlt. Unterschätzen wir bitte nicht den finanziellen Faktor!

Das aufgezeigte Spannungsfeld gilt es auszuhalten und zu bejahren. Deshalb sind nachfolgend einige Gesichtspunkte im Horizont der drei Glaubensartikel aufgeführt. Sie sollen helfen, mit dem Spannungsfeld ersprießlich umzugehen und es für den Dienst fruchtbar zu machen.

<sup>134</sup> Siehe das unter 1. Ausgeführte

### 3.4.1. Der Prediger als Geschöpf Gottes

Gott hat uns berufen und gesandt. Er hat uns als Prediger und Predigerfamilie an einen bestimmten Platz gestellt. Dem stellen wir uns.

In einer Zeit, in der Beziehungen häufig scheitern, kommt dem Leben von Christen, speziell von solchen, die sich hauptamtlich einbringen, ein besonderer Aufmerksamkeitswert zu. Je mehr heute an Bindungen zerbricht, desto größer sind die Erwartungen, die sich an Christen richten, die im Rampenlicht der Gemeinde stehen.

Unter viel Druck stellen wir uns in diesem Zusammenhang selbst: Wenn in unseren Tagen schon so viele Ehen bröckeln, soll doch wenigstens bei uns alles im Lot sein.

Auf jeden Fall befinden sich die Prediger und seine Familie auf einem Präsentierteller, ob sie das wollen oder nicht. Das Predigerhaus hat gläserne Wände.

Der Prediger ist "anders". Ebenso seine Familie. Man mag sich als völlig gleich empfinden. Das ändert jedoch nichts an dieser Tatsache. Dafür sorgen tief verwurzelte Erwartungen, die sicherlich von Ort zu Ort verschieden ausfallen. Aber sie können gerade bei einem jungen Prediger einen regelrechten Schock auslösen, der an das Limit der Belastbarkeit führt. Doch der Gedanke des „Vorbilds“ hat seine neutestamentliche und allgemein menschliche Berechtigung<sup>135</sup>.

Deshalb stehen wir vor der Aufgabe, der geschöpflichen Seite unseres Lebens Rechnung zu tragen und viel Kraft und Liebe in unser Familienleben zu investieren. Sich der Familie zu widmen wird zeitlich einmal mehr, ein andermal weniger der Fall sein können. Aber Ziel muss sein, „der Familie zu geben, was der Familie ist“: miteinander zu spielen, gemeinsame Mußestunden zu verbringen, eine Reise zu unternehmen etc. Je geregelter solche Zeiten sind, desto leichter sind sie zu gestalten. Sie spielen sich als etwas Selbstverständliches ein. Sie tun nicht nur dem Familienleben als Ganzem gut, sondern auch dem Prediger.

Das Dienstliche und Private ist bei ihm eng miteinander verschlungen. Dass es keine geregelte Arbeitszeit gibt, ist nicht nur Bürde, sondern auch Segen: Es ist möglich, zwischendurch zum Einkaufen zu fahren und mit den Kindern zu spielen. Wer schon einmal in einem „normalen“ Arbeitsprozess gestanden hat, weiß zu schätzen, welche Freiheit wir diesbezüglich haben.

Das Klima innerhalb der Familie will vom gegenseitigen Dienen bestimmt sein (Eph 5,21). Die Eltern dienen ihren Kindern, die Kinder dienen ihren Eltern. In der christlichen Familie herrscht nicht einer über den andern, sondern alle verstehen sich - bei aller Verschiedenartigkeit - als gleichwertige Menschen, denen ein unterschiedliches Maß an Verantwortung zukommt. Aber jeder hat dem anderen etwas zu geben. Und jeder hat es nötig, vom anderen etwas zu empfangen.

---

<sup>135</sup> Siehe dazu Ch. Morgner, Leitung, S. 19f. und 438f.

Im familiären Miteinander hindern uns häufig die Ideale, die sich in uns festgesetzt haben: ein bestimmtes Bild, wie eine Frau oder ein Mann zu sein haben und welche Erfolge christliche Kindererziehung zu zeitigen hat. Diese Ideale sind gewöhnlich sehr hoch. Das reale Leben bleibt meist weit dahinter zurück. Umso heftiger fallen gewöhnlich die Enttäuschungen aus.

Oft verfolgen wir die eigenen Ideale in unseren Kindern. Was uns nicht gelungen ist bzw. nicht vergönnt war, suchen wir vielleicht in ihnen zu verwirklichen. Dabei lauert die Gefahr, die Kinder zu überfordern. Sie brauchen jedoch keine governantenhaften Eltern, die sie gängeln und bevormunden, sondern solche, die sie beziehungsfähig, selbständig und teamfähig werden lassen. Unsere Kinder sind eigenständige Menschen, die ein Recht auf einen individuellen Lebensentwurf haben. Als Eltern sind wir dazu da, ihnen dazu zu verhelfen.

Ziel des Predigers muss sein, die Familie in allen Planungen zu berücksichtigen. Sie darf nicht zu einem Appendix des Berufes verkommen. Sie hat ihre eigene Würde und bedarf der Wertschätzung und Pflege.

Daneben hat die geschöpfliche Komponente auch noch eine höchst persönliche Seite für den Prediger. Seine körperliche und geistig-seelische Gesundheit ist ein hohes Gut, das säuberlich gepflegt werden will. Deshalb steht es dem Prediger wohl an, ein Hobby zu haben, Sport zu treiben, gelegentlich eine Auszeit zu nehmen, Kontakte über die Gemeinschaft hinaus zu pflegen etc.

Erst wenn die geschöpfliche Seite beim Prediger zu ihrem Recht kommt, wird er seinen Dienst förderlich tun können. Denn diese Seite seiner Persönlichkeit verbindet ihn mit allen Menschen, auch mit solchen, die sich zum Glauben eher abständig verhalten. Hier ergeben sich Berührungspunkte und Kontaktflächen, die – gleichsam als Nebenprodukt – missionarisch höchst ergiebig sein können. Auch die Gemeinde spürt: „Unser Prediger lebt nicht abgehoben und als Überflieger, sondern ihm ist nichts Menschliches fremd. Er sucht die Nähe der Menschen. Er ist einer von uns. Das spürt man auch seiner Verkündigung ab. Hier finden wir uns wieder.“

### *3.4.2. Der Prediger als Kind Gottes*

Als Verkündiger gehen wir mit dem Glauben nicht nur dienstlich um. Wir selber verstehen uns als Christen und brauchen Jesus am nötigsten. Auch wir haben unsere Zweifel, hängen gelegentlich durch, beißen uns fest und werden schuldig. Wir befinden uns in einer tiefen Solidarität mit allen Gliedern der Gemeinde.

Dabei ist auf das verzerrte Bild vom Christsein zu achten, das oft stillschweigend hinter der Erwartungshaltung gegenüber dem Prediger und seiner Familie steht: eine geistlich intakte, moralisch einwandfreie Lebensführung, eine vorbildliche Ehe, fromme und wohlerzogene Kinder. Leicht bleibt hier vor der Tür, was Christsein wirklich heißt: vor Gott zu leben und einen Heiland zu haben, und das auch mitten in Frust, Schuld, Versagen und unerledigter Arbeit.



Die Freude des Christseins will uns Predigern aus allen Knopflöchern strahlen. Man soll uns abspüren, dass wir das, was wir anderen predigen, selber als beglückend und orientierend empfinden. Wir zehren von dem, was wir anderen ans Herz legen. Jesus ist unsere Freude. An ihn zu glauben, ist unser Glück. Wir können uns das Leben ohne unseren Gott und Heiland nicht mehr vorstellen. Und wir wollen es auch nicht! Das gibt unserer Verkündigung einen frohen, mutmachenden Ton. Wir treten nicht als düstere Bedenkenträger und als wandelnde Zeigefinger vor die Menschen, sondern wollen ihnen „Gehilfen zur Freude“ werden (2Kor 1,24), damit sie „ihre Straße fröhlich“ ziehen (Apg 8,39).

Deshalb lasst uns alles unternehmen, die Glut unseres eigenen Glaubens täglich neu anzufachen, indem wir in der Stille geistlich auftanken. Dazu gehören konstitutiv die biblische Lesung, ganz gleich in welcher Ordnung, und das Gebet. Was wir aus der Bibel vernehmen, will uns in das Gespräch mit Gott führen. Deshalb bedarf es einiger Minuten pro Tag, in denen Gott unser einziger Begleiter ist, in denen er mit uns reden kann und in denen wir das vor ihm ausbreiten, was uns bewegt.

Nur was wir selber geistlich erfahren, werden wir authentisch anderen weitergeben können. Deshalb ist das eigene Glaubensleben nicht nur unsere Privatsache, sondern in ihm spiegelt sich auch unsere Verantwortung, die wir gegenüber der Gemeinschaft haben. Wir können nur diejenige Prägung weitergeben, der wir uns selber aussetzen. Unsere eigene praxis pietatis wird somit unter der Hand zu einem indirekten, aber wesentlichen Faktor für ein gutes Gemeindeleben.

In abgemilderter Form trifft das auch für die Predigerfamilie zu. Auch in ihr will „das Wort Christi reichlich wohnen“ (Kol 3,16). Die Kinder sollen frühzeitig erleben: Alles was mit Jesus zu tun hat, ist irgendwie schön und macht Freude. Die geistliche Haltung der Eltern, weniger ihre Worte, wird sich auf die Kinder übertragen. Sie spüren, was den Eltern heilig und wichtig ist. Wird das Gut des Glaubens kindgemäß und ohne heftigen Druck vermittelt, kann sich ein Kind dieser Botschaft öffnen und, wenn Gott Gnade gibt, den eigenen Weg des Glaubens finden.

### *3.4.3. Der Prediger als Mitarbeiter Gottes*

In der Gemeinschaftsbewegung sind wir als Christen beieinander. Aber wir als Hauptamtliche befinden uns in einer herausgehobenen Position. Tritt bei anderen Christen die Mitarbeit in der Gemeinde zum üblichen Beruf hinzu, so liegt darin unser Hauptgeschäft. Wir sind Mitarbeiter rund um die Uhr. Uns obliegen besondere Verpflichtungen. Dazu sind wir berufen. Dafür werden wir bezahlt.

Der Prediger befindet sich als Mitarbeiter an vorderster Front. Man sieht auf ihn und orientiert sich an ihm. Es gilt, die Rolle anzunehmen, sie auszufüllen und das Beste daraus zu machen. Nur wer dazu ein bewusstes Ja sagt, wird gedeihlich damit umgehen. Sonst "spielt" man lediglich eine Rolle wie ein Schauspieler. Aber das Herz schwingt dabei nicht mit. Man ist nicht man selbst, sondern fühlt sich permanent fremdbestimmt. Auf diese Weise werden Leben und Dienst zu einer bedrückenden Last.

Durch unsere Funktion in der Gemeinde haben wir besonderen Einfluss. Darin liegen eminente Chancen. Wir prägen durch unsere Verkündigung. Zudem wirken wir kulturbildend. Unsere Maßstäbe und Verhaltensweisen übertragen sich - meist stillschweigend - auf die, die uns anbefohlen sind. Wir geben auf jeden Fall ein Beispiel, ob wir das wollen oder nicht. Man schneidet sich von uns eine Scheibe ab. Die Frage ist nur: welche?

Wir werden nur dann mit Mitarbeitenden in der Gemeinde rechnen können, wenn wir selber mit gutem Beispiel vorangehen. Wer penibel auf seine 40-Stunden-Woche achtet, wird kaum Mitarbeitende begeistern können, die ja zusätzlich zu ihrem beruflichen Pensum in der Gemeinde tätig sind.

Die Kernkompetenz des Predigers liegt in der Theologie. Hier ist er unvertretbar. Nicht umsonst hat er ein mehrjähriges Studium absolviert. Dieses Pfund theologischer Kenntnisse und Qualifikationen will während der Dienstjahre erhalten, gepflegt und zielstrebig ausgebaut werden. Weil keiner von dem zehren kann, was er in früheren Zeiten zu sich genommen hat, bedarf es der aktuellen theologischen Arbeit. Diese kommt vor allem im gründlichen Vorbereiten der Dienste zum Tragen. Darüber hinaus tun wir als Prediger wohl daran, auch über die unmittelbare berufliche Verwertbarkeit theologische Lektüre zu pflegen und auf diese Weise etwas für unser theologisches Profil zu tun. Ob es gute Zeitschriften oder entsprechende Bücher sind – die Zeit dafür ist bestens investiert. Sie kommt nicht nur uns als Predigern zugute, sondern vor allem denen, für die wir in den Gemeinschaften da sind. Abgesehen von allen geistlichen Erträgen nehmen sie wahr, dass wir unseren Beruf ernstnehmen. Es macht uns Freude, Theologen zu sein und als solche der Gemeinde zu dienen.

Weite Bereiche unseres Tagesgeschäftes haben wir selbst zu organisieren. Das bietet uns zahlreiche Chancen, beinhaltet aber auch die Gefahr der Konfusion und Verzettelung. Arbeitsorganisation will gelernt sein. Im Rahmen eines Studiums werden die diesbezüglichen Kompetenzen selten vermittelt. Dafür bieten sich eher Praktika an. Auch entsprechende Kurse helfen uns, effizient zu arbeiten und die Zeit geschickt „auszukaufen“ (Eph 5,16).

In den meisten Gemeinschaften wird erwartet, dass sich die Frau des Predigers besonders intensiv in der Mitarbeit einbringt. Die Erwartungen an sie sind hoch, vielleicht genährt durch eine patente und nimmermüde Vorgängerin: Überall in der Gemeinde soll sie vorangehen. Die liebende Ehefrau versteht sich von selbst, die vorbildliche Familienmutter obendrein. Wohin sie schaut: Erwartungen noch und noch. Das geht oft über die Kraft, vor allem dann, wenn sie berufstätig ist, und sei es nur für wenige Stunden.

Hier ist Vorsicht geboten. Selbstverständlich wird sich die Frau des Predigers in die Mitarbeiterschar einklinken. Aber das muss sich – wie bei anderen auch – im Rahmen ihrer individuellen Fähigkeiten und Möglichkeiten zutragen. Ein Automatismus führt leicht zu Überforderungssyndromen mit den entsprechenden bösen Folgen. Hier bedarf es hoher Sensibilität, um allen Seiten gerecht zu werden.

### 3.4.4. Konsequenzen

Die Predigerfamilie befindet sich im Dauerspagnet zwischen folgenden Extremen:

- eigensüchtige familiäre Selbstverwirklichung,
- schrankenlose Anpassung an die Erwartungen der Gemeinde.

Hier kommt es zu einer permanenten Gratwanderung. Und es gehört viel Weisheit dazu, die Prioritäten richtig zu setzen. Deshalb ist es günstig, wenn der Prediger und seine Frau Gesprächspartner in der Gemeinde haben, die es wagen, auch einmal Anfragen und Kritik vorzubringen.

Auch unsere Landesverbände und andere Einrichtungen tun gut daran, in ihren Fortbildungsmaßnahmen diesem Bereich die erforderliche Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Gerade dann, wenn die Prediger „unter sich“ sind, kann offen zur Sprache kommen, was Misshelligkeiten bereitet. Vielen „Unfällen“ kann auf diese Weise prophylaktisch begegnet werden.

Die Kinder erleben mit, wie sich ihre Eltern im Spannungsfeld zwischen Dienst und Privatleben verhalten. Davon werden sie unweigerlich geprägt.

Als Verkündiger sind wir Vorbild auch in dem, wo wir uns schwer tun und in dem wir versagen. Für unsere Vorbildrolle ist nicht entscheidend, dass uns alles gelingt, sondern ob wir aufrichtig und fröhlich leben. Auch aus unseren Fehlern kann Gott Gutes wachsen lassen. Immerhin sind die meisten Menschen weniger durch die Tugenden der Heiligen getröstet worden, sondern durch deren Versagen.

## **4. Abschluss**

Wir sind zuerst Gottes Geschöpfe, dann Gottes Kinder und dann Gottes Mitarbeiter. So hat sich Gott unser Leben gedacht. Wie Bausteine sind diese Elemente zusammengefügt. Aber sie liegen nicht lose und unverbunden aufeinander, sondern sie durchdringen sich und wirken aufeinander ein. Diese Zusammenhänge wollten die „pastoralen Anmerkungen“ dieses theologischen Berichtes aufzeigen. Wenn diese Anmerkungen in der Gnadauer Mitgliederversammlung und in den Gemeinschaften vor Ort ins nachdenkliche Gespräch miteinander führen und vielleicht einige Konsequenzen nach sich ziehen, haben sie ihren Zweck vollauf erfüllt.

Wie bereits anfangs gesagt: Das hier Vorgelegte ist ergänzungs- und sicherlich auch da und dort korrekturbedürftig. Aber es wird sich lohnen, die hier aufgewiesene Spur weiter zu verfolgen. Dabei werden wir Tag für Tag erleben: „Die auf den HERRN harren, kriegen neue Kraft“.

## Literaturverzeichnis

Beyreuther, Erich  
Geschichte des Pietismus, Stuttgart 1978

Brecht, Martin  
Philipp Jakob Spener, sein Programm und seine Auswirkungen, in: Geschichte des Pietismus, Band 1, Göttingen 1993, S. 281 – 389

Bräumer, Hansjörg  
Taufe, Neuhausen-Stuttgart 1987

Conzelmann, Hans  
Der erste Brief an die Korinther, Meyers kritisch-exegetischer Kommentar über der Neue Testament, Göttingen 1969

Eckey, Wilfried  
Die Apostelgeschichte, Der Weg des Evangeliums von Jerusalem nach Rom, Neukirchen-Vluyn 2000

Eckstein, Hans-Joachim  
Bibelarbeit zum Schwerpunktthema; in „Tolerant aus Glauben“. 4. Tagung der 10. Synode der EKD vom 6.-10.11.05 – Berlin, S. 13 - 20

EKD-Synode  
Glauben heute, Christ werden - Christ bleiben, Gütersloh 1988

Fascher, Erich  
Der erste Brief des Paulus an die Korinther, Erster Teil 7/I, Theologischer Handkommentar zum Neuen Testament, Berlin 1980<sup>2</sup>

Frische, Reinhard  
Erwecktes Leben - Leben mit dem Geist, Thesenpapier, Manuskript

Gäbler, Ulrich  
Auferstehungszeit, Erweckungsprediger des 19. Jahrhunderts, München 1991

Goerling, Fritz  
Der Begriff der „Gnade Gottes“ in der Bibel und im Koran, in: Islam und christlicher Glaube - Islam and Christianity, Zeitschrift des Instituts der Lausanner Bewegung für Islam-Fragen, Wetzlar, 1/2001, S. 12 - 15

Goertz, Harald  
Allgemeines Priestertum und ordiniertes Amt bei Luther, Marburger theologische Studien 46, Marburg 1997

Hagedorn, Eckhard  
Erweckung und Konversion, Der Weg des katholischen Priesters Aloys Henhöfer (1789-1862) in die evangelische Kirche, Gießen / Basel 1993

Heidelberger Katechismus, Neubearbeitung der Jubiläumsausgabe 1963, Agendari-sche Ausgabe, herausgegeben von der Lippischen Landeskirche und der Evangelisch-Reformierten Kirche in Nordwestdeutschland, Frage 1

Heimbucher, Kurt  
Die Jesus-Frömmigkeit in der Gemeinschaftsbewegung, in: Kurt Heimbucher, Dem Auftrag verpflichtet, Die Gnadauer Gemeinschaftsbewegung, Gießen 1988

Herbst, Michael

- Missionarischer Gemeindeaufbau in der Volkskirche, Stuttgart 1987 (Abkürzung: Gemeindeaufbau)
- Mission im Plural, Herausforderungen für die Mission in der Postmoderne, Festvortrag aus Anlass der Verabschiedung von Pfarrer Ulrich Parzany als Generalsekretär des CVJM Gesamtverbandes in Deutschland, Kassel 2005, Manuskript

Horx, Matthias,

Trendbüro 2, Megatrends für die neunziger Jahre, Düsseldorf 1996<sup>2</sup>

Jüngel, Eberhard

Der missionarische Auftrag der Kirche an der Schwelle des 3. Jahrtausends, in: Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) 1999, idea-Dokumentation 18/99, S. 20-30

Krampf, Gerhard J.

Briefe aus der Neuen Welt, 1845 – 1959, Auf den Spuren der Chrischonabrüder in Nord Amerika, Riehen/Basel 2005

Kröck, Thomas; Stolz, Gerhard Stolz

EC-Check, Fit für die Zukunft, Kassel 2005

„Leitlinien für den Dienst des Predigers in der Gnadauer Gemeinschaftsbewegung“, 1987 von der Gnadauer Mitgliederversammlung beschlossen (Manuskript)

Lüdke, Frank

Diakonische Evangelisation, Die Anfänge des Deutschen Gemeinschafts-Diakonieverbandes 1899 – 1933, Stuttgart 2003

Luther, Martin

- An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung, 1520, WA 6
- Predigt in der Pfarrkirche in Weimar, 1522, WA 10 III
- Acht Sermonen gepredigt zu Wittenberg in der Fastenzeit, 10. März 1522, WA 10 / III
- Epistel S. Petri gepredigt und ausgelegt, Erste Bearbeitung 1523, WA 12
- Predigten des Jahres 1532, in: D. Martin Luthers Werke, kritische Gesamtausgabe, WA 36
- Die Welt ist wie ein betrunkenener Bauer, Aus den Tischreden Martin Luthers, ausgewählt und übertragen von Peter Karner, Wien 1983<sup>4</sup>

(Die Lutherzitate aus der WA sind sprachlich von mir geglättet; ChM).

Lütz. Manfred

Lebenslust, Wider die Diät-Sadisten, den Gesundheitswahn und den Fitness-Kult, München 2005

Mehnert, Hans-Werner

(Über-)Lebensstrategien in der säkularen Welt, in: akzente für Theologie und Dienst, 100. Jahrgang, Nr. 4, S. 144 - 154

Morgner, Christoph

- Geistliche Leitung als theologische Aufgabe, Kirche – Pietismus – Gemeinschaftsbewegung, Stuttgart 2000
- Wenn der Glaube Feuer fängt, Erweckung zwischen Nostalgie und fiebriger Erwartung, Gnadau aktuell 9, Dillenburg 2001 (Erweckung)

- In religiösen Turbulenzen: die Geister prüfen – Farbe bekennen - besonnen handeln, Christliche Gemeinde und Staat in der religiösen Herausforderung; gnadau aktuell 10, Dillenburg 2003
- Anhaltspunkte, Was im Leben wirklich trägt, Vortrag und Predigten, Holzgerlingen 2004
- Philipp Jakob Spener und sein Reformprogramm, Eine Orientierung, in: theologische beiträge 05/6, S. 315 - 326
- Warum wir nicht warten können, Motivationen für unser missionarisches Arbeiten, Vortrag auf der Inspektorenkonferenz, Kassel 2005, Manuskript

Nouwen, Henri J. M.

Ich hörte auf die Stille, Sieben Monate im Trappistenkloster, Freiburg im Breisgau 1978<sup>5</sup>

Orde, Klaus vom

Philipp Jakob Speners „Pia desideria“. Glaube, Liebe und Hoffnung als Leitworte für die Hoffnung auf Gemeindeerneuerung, in: theologische beiträge 05/6, S. 327 - 341

Papst Benedikt XVI.

„Deus caritas est“, Gott ist die Liebe, Enzyklika, Rom, Februar 2006

Pfleiderer, Johann Georg

Gnadauer Pfingstkonferenz 1888, Neubearbeitung: Johannes Dreßler, Verhandlungen der Gnadauer Pfingstkonferenz (22.-24. Mai 1888) über das Recht gemeinschaftlicher Privaterbauung, Gemeinschaftspflege, Evangelisation und Laientätigkeit im Verhältnis zum pastoralen Amt, Berlin 1987

Pöhlmann, Horst Georg

Abriß der Dogmatik. Ein Kompendium, Gütersloh 1990<sup>5</sup>

Scheffbuch, Rolf

Ludwig Hofacker: der Mann, die Wirkung, die Bewegung, Neuhausen-Stuttgart 1988

Schwarz, Fritz

Überschaubare Gemeinde, Grundlegendes, Band 1, Herne 1979

Spener, Philipp Jacob

Umkehr in die Zukunft, Reformprogramm des Pietismus: pia desideria, hg von Erich Beyreuther, Gießen 1983<sup>3</sup>

Spuler-Stegemann, Ursula

Gerechter Friede! Gerechter Krieg? Krieg und Frieden im Islam, in: Ernstfall Frieden, Biblisch-theologische Perspektiven, hg. von Marco Hofheinz und Georg Plasger, Wuppertal 2002, S. 75 - 83

Trillhaas, Wolfgang

Dogmatik, Berlin 1967<sup>2</sup>

Voigt, Gottfried

Paulus an die Korinther I, Bibelauslegung für die Gemeinde, Berlin 1989

Winkler, Eberhard

Gemeinde zwischen Volkskirche und Diaspora, Neukirchen-Vluyn 1998